Heimatbrief für den Kreis
BRAUNSBERG

Kreisgemeinschaft Braunsberg
(Ostpreußen) e. V.

Patenstadt: Münster (Westfalen)

1997 Nr. 10

Bischof Adalbert von Prag

997 - 1997

Heimatbrief für den Kreis Braunsberg

Herausgeber:
Kreisgemeinschaft Braunsberg (Ostpreußen) e. V.
Geschäftsstelle: Patenstelle Braunsberg bei der
Stadtverwaltung Münster, 48127 Münster

Verantwortlich für den Inhalt
- soweit namentlich nicht gekennzeichnet -

Gerhard Steffen, Kreisvertreter
Freiherr-vom-Stein-Str. 24a
61440 Oberursel

Auflage: 7.100 Stück
Druck: Joh. Burlage, Kiesekampweg 2, 48157 Münster

Der **"Heimatbrief für den Kreis Braunsberg"** ist eine unabhängige gemeinschaftsfördernde Publikation für die vertriebenen Ostpreußen aus der Stadt und dem Kreis Braunsberg, deren Nachkommen und allen, die sich dem Kreis Braunsberg verbunden fühlen.

Der Brief erscheint in loser Folge - möglichst einmal im Jahr - und wird allen Interessenten zugeschickt, soweit deren Anschriften vorliegen.

Zur Deckung der durch Druck und Versand entstehenden Kosten, sowie zur Förderung und Unterstützung unserer Arbeit wird um freiwillige Spenden gebeten.
Für Spenden über 100,-- DM senden wir gerne steuerbegünstigende Spendenbescheinigungen.

Kreisgemeinschaft Braunsberg (Ostpreußen) e. V., Münster
Spendenkonten:

Nr. 367 698	BLZ 400 501 50	Stadtsparkasse Münster
Nr. 60177-609	BLZ 500 100 60	Postbank Frankfurt

Titelseite: Gemeinschaftsausgabe eines Sonderpostwertzeichens der Postverwaltungen von Deutschland, Polen, Ungarn, Tschechien und des Vatikans anläßlich des tausendsten Todestages des Hl. Adalbert von Prag

<u>Gruppenfahrt</u> der Kreisgemeinschaft Braunsberg (Ostpr.) <u>in die Heimat</u>
Termin: 19. Mai bis 26. Mai 1998
(Dienstag - Dienstag, 8 Tage)

Manfred Ruhnau
Bahnhofstr. 35 B
53757 Sankt Augustin
Tel.: 0 22 41 - 31 13 95

Liebe ermländische Landsleute, meine Damen und Herrn,
bei der letzten Fahrt und bei vielen anderen Gelegenheiten wurde eine zweite Fahrt der Kreisgemeinschaft in die Heimat für 1998 angekündigt.
Die Vorbereitungen sind inzwischen getroffen; der Kreisvertreter und ich waren nochmals in der Heimat und haben vor Ort mit den Vertretern von Stadt, Kirche Hotel usw. gesprochen und vieles abgeklärt. Bei entsprechender Beteiligung könnte das abermals ein kleines Kreistreffen in der Heimat werden.
Die Organisation habe ich übernommen. Alle Formalitäten sollen über mich abgewickelt werden. - Das Programm finden Sie auf der nächsten Seite.

<u>Reisekosten:</u>
Fahrt, Unterkunft im Doppelzimmer, Halbpension, Ausflüge lt. Programm

	pro Person	**965,00 DM**
Einzelzimmerzuschlag (nur wenige verfügbar)		**210,00 DM**
Straßenbenutzungsgebühr z. Zt.		**12,00 DM**
Ich empfehle allen Teilnehmern den Abschluß eines Busreisen-Versicherungspakets	z. Zt.	**26,00 DM**

Jeder benötigt einen noch 1/2 Jahr gültigen Reisepaß ab Abreisetag.

Die **<u>Anmeldungen</u>** werden in der **<u>Reihenfolge des Eingangs</u>** berücksichtigt.Vordrucke befinden sich am Ende des Heftes. Zusteigemöglichkeiten werden nach Bedarf eingerichtet. Bei reger Beteiligung werden mehrere Busse eingesetzt mit verschiedenen Abfahrts- und Zusteigeorten.
Der Fernreisebus mit 48 Liege-Schlaf-Sesseln, Getränkeshop, Küche, WC, Serviertischen, Fußrasten und Klimaanlage steht der Gruppe jeden Tag für Ausflüge und Rundfahrten ohne gesonderte Berechnung zur Verfügung.

Die **<u>Anzahlung</u>** je Person in Höhe von **<u>150,00 DM</u>**
<u>gleichzeitig mit der Anmeldung überweisen!</u>

<u>Reisekonto Manfred Ruhnau</u> **<u>Nr.: 5200255056 BLZ 370 695 07</u>**
<u>Raiffeisenbank Menden</u>

Ich würde mich über eine rege Beteiligung sehr freuen und verbleibe mit freundlichen Grüßen

Ihr **Manfred Ruhnau**
(Reiseleiter)

Vorgesehenes Programm:

Di	19.05.98	1. Bus: 05.30 Uhr ab Bonn - Bochum - Bielefeld - Hannover Berlin - Pomellen/Stettin - Schneidemühl. 2. Bus: 07.00 Uhr ab Münster Abendessen und Übernachtung im Hotel Rodlo
Mi	20.05.98	Frühstück, Weiterfahrt über Thorn - Marienburg - Elbing - Frauenburg - Braunsberg; Abendessen und Übernachtung in Frauenburg bzw. Braunsberg.
Do	21.05.98	Frühstück, Besuch des Gottesdienstes in der Katharinen-Kirche (deutsch), Himmelfahrt; Stadtrundgang, nachmittags zur freien Verfügung.
Fr	22.05.98	Frühstück: Oberlandkanalfahrt und Besuch von Heilsberg.
Sa	23.05.98	Begegungstag mit der Bevölkerung in Braunsberg einschließlich der deutschen Minderheit; Programm mit kulturellen Beiträgen wird noch erstellt in Absprache mit dem Bürgermeister von Braunsberg
So	24.05.98	Frühstück, Fahrt nach Frauenburg mit Dombesichigung (evtl. Gottesdienst), Schiffstour nach Kahlberg; Abschlußabend (?); evtl. alternativ Fahrt nach Königsberg (?).
Mo	25.05.98	Frühstück, Rückfahrt über Elbing - Marienburg - Dirschau - Konitz - Deutsch-Krone - Stargard nach Stettin; Abendessen und Übernachtung im Hotel Radisson.
Di	26.05.98	Frühstück, Weiterfahrt: Grenzübergang Kolbaskowo - Berlin - Hannover - Münster oder Bochum - Köln - Bonn.

Programmänderung vorbehalten
Anmeldeformulare finden Sie am Ende dieses Heftes.
Weitere Interessenten bitte formlos anmelden.

Jahrestreffen der Kreisgemeinschaft Braunsberg (Ostpreußen) am 30./31. August 1997 in der Stadthalle Münster-Hiltrup

Sonnabend, den 30.08.1997

14[00] Uhr **Mitgliederversammlung** der Kreisgemeinschaft Braunsberg (Ostpreußen) e.V.

ab 16[00] Uhr **Begegnung der Landsleute** aus den Städten, Dörfern und Gemeinden

17[15] Uhr **Feierstunde der Gemeinschaft der Braunsberger Schulen** in der Aula des Gymnasiums Paulinum, Am Stadtgraben 30

ab 19[00] Uhr **Geselliges Beisammensein**
Im großen Saal Unterhaltungs- und Tanzmusik

Sonntag, den 31.08.1997

9[00] Uhr **Katholischer Gottesdienst** in der Clemenskirche in Münster-Hiltrup mit ermländischen Liedern
Die evangelischen Landsleute sind herzlich eingeladen zum gemeinsamen Gebet.

11[00] Uhr **"Festliche Stunde"**
im großen Saal der Stadthalle Münster-Hiltrup.
Den Festvortrag hält Herr Dr. Norbert Matern:
Der Johanniterorden in Vergangenheit und Gegenwart

14[00] Uhr **Der Kreisvertreter informiert**
über Aufgaben, Vorhaben und Arbeit im vergangenen und kommenden Jahr

14[15] Uhr **Geselliges Beisammensein**

Hinweis

Das Jahrestreffen 1998 findet statt

am 12./13. September 1998

Liebe Landsleute,
liebe Leserinnen und Leser
unseres Heimatbriefes,

der in Ihrer Hand liegende Heimatbrief versteht sich als ein Gruß unserer ermländisch/ostpreußischen Heimat. Dieser Gruß gilt allen, denen die Heimat genommen wurde, aber auch allen, die unsere Heimat in den letzten Jahren neuentdeckt und liebgewonnen haben.

Der Begriff "Heimat" - lange Zeit unterdrückt oder mißdeutet - gewinnt im gesellschaftlichen und öffentlichen Leben wieder zusehends an Gewicht. Zurückzuführen ist dies wohl auf die neuerlichen Vertreibungen in Asien, Afrika und auf dem Balkan. Dabei wird allerdings über die Vertreibung der Deutschen vor 50 Jahren hinweggegangen. Das ist Realität, wenn auch schmerzhafte Realität.

Dennoch ist auch Realität, daß Vertreibung und Heimatverlust mit Tod und Leiden verbunden sind, die Wunden und Schmerzen verursachen: Wunden, die nicht vernarben wollen, bzw. immer wieder aufbrechen. - Schmerzen, die nicht aufhören und nicht geheilt werden können.

Unsere Berichterstattung zum Thema Vertreibung und Heimat wird deshalb auch in Zukunft ein Thema unserer Heimatbriefe bleiben müssen (wenn auch nicht das beherrschende).

Liebe Freunde, wieder ist ein Jahr vergangen, daß uns gezeigt hat, wie sehr die Zahl der Erlebnisgeneration von 1945 schrumpft. Viele kommen in das "biblische" Alter, woran mich der Apostolische Visitator des Ermlandes zu meinem 70. Geburtstag erinnerte. Ich möchte mich bei allen, die mir im vergangenen Jahr zu den verschiedensten Anlässen ihre Glück- und Segenswünsche übermittelt haben, herzlich bedanken. - Viele unserer Landsleute verabschieden sich aus dieser unruhigen Zeit und wechseln hinüber in die ewige Heimat, ein Ziel, das ihnen und uns immer wieder Kraft zum Durchhalten gegeben hat.

Der Vorstand der Kreisgemeinschaft hat versucht, im vergangenen Jahr sein Bestes zu geben, um den Zusammenhalt aller Heimatfreunde zu sichern und den Kontakt zur Heimat aufrechtzuerhalten. In der Heimat geht es schlicht darum, eine Basis dafür zu schaffen, daß neue menschliche Entgleisungen in Zukunft nicht mehr vorkommen können. Dazu bedarf es, die Geschichte unserer Heimat den heute dort Lebenden zu vermitteln, Trennendes zu überwinden und Hilfestellung zu geben bei der Überwindung der Fehlentwicklung durch Nationalismus und Kommunismus. Nicht zu vergessen ist die Sorge um die in der Heimat gebliebenen Landsleute, die dort als eigenständige deutsche Volksgruppe in der Minderheit leben. Wir dürfen sie nicht allein lassen, wenn auch ihr Überleben in der Zukunft noch lange nicht gesichert ist.

Die polnischen Behörden und Vertreter der Kirche wissen um unsere Bemühungen und den positiven Effekt auf die dortigen Menschen. Deshalb sind selbst sie in Sorge, daß beim Ausfall des einen oder anderen Vorstandsmitgliedes ein Vakuum entstehen könnte, was den deutsch/polnischen Beziehungen abträglich wäre.

Es ist mir ein Herzensanliegen, allen unseren Landsleuten, die mit einer oder mehreren Spenden dazu beigetragen haben, daß dieser Heimatbrief wieder erscheinen und die übrigen Aufgaben erfüllt werden konnten, aufrichtig Dank zu sagen. Allerdings kann ich auch nicht verhehlen, daß der Finanzrahmen immer enger wird. Ob die Arbeit auch in Zukunft noch im gewohnten Umfang geleistet werden kann, liegt allein an Ihrer Spendenfreudigkeit. Die weitere Anerkennung der Kreisgemeinschaft Braunsberg als "gemeinnützig" scheint gesichert. Andere Vertriebenenverbände haben enorme Schwierigkeiten, weil die Finanzämter unter Bezug auf die Vereinigung mit Mitteldeutschland ("Wiedervereinigung") und die Ostverträge sowie das dadurch geänderte Grundgesetz Satzungsänderungen verlangen, die von unseren Landsleuten im Hinblick auf das geschehene Unrecht nicht leicht vollzogen werden. Wie weitblickend waren wir doch, als wir im Jahre 1986 unsere Satzung neu gefaßt haben.
Aber ein zweites kommt noch hinzu. Die Aktiven des Vorstandes werden auch immer älter und können aus vielfältigen Gründen die anfallende Arbeit kaum noch bewältigen. Wir stellen uns ständig die Frage, wie lange wir noch mit unserem ansprechenden Heimatbrief bei Ihnen und in der Öffentlichkeit die Erinnerung an unsere Heimat wachhalten können; wie lange wir noch die Strapazen auf uns nehmen können, mehrmals im

Jahr in die Heimat zu fahren, um dort all das zu tun, was ich eingangs erwähnte. - Eine Arbeitsteilung ist dringend notwendig, aber auch eine bessere Zusammenarbeit mit den einzelnen Stadt- und Kirchspielvertretern.

Seitens der Patenstadt Münster werden wir zwar vom Hauptamt betreut und bei der Durchführung des Münsteraner Treffens unterstützt, die Bewältigung und Erledigung all jener Arbeiten, die üblicherweise einer Geschäftsstelle obliegen, hat die Patenstadt Münster jedoch längst abgestoßen. Ein ständiger Wechsel der Personen, die unsere Belange nicht kannten, und Personaleinsparungen zwangen uns, allen Schriftwechsel selbst zu erledigen. Zukünftig wird der Kreisvertreter diese Arbeiten nicht mehr bewältigen können. Andere Lösungen müssen gesucht werden.

Dennoch wollen wir uns nicht entmutigen lassen. Wir stehen unseren Kindern und unserer Heimat in der Pflicht. Ich vertraue darauf, daß auch nach mir andere Landsleute bereitstehen, die Aufgaben zu übernehmen und zu erfüllen.

So wünsche ich Ihnen viel Freude beim Lesen dieses Heimatbriefes. Möge er alte, liebgewonnene Erinnerungen wachrufen und die Verbindungen und Bindungen zur Heimat stärken.

Ihr

(Gerhard Steffen)
Kreisvertreter

Vergeßt die deutsche Minderheit in der Heimat nicht.
Sie ist für jegliche Unterstützung dankbar.

Der Heilige Adalbert von Prag
Er starb vor 1.000 Jahren
- Seine Missionierung in Preußen -

Adalbert bedeutet 'der durch Adel Glänzende'. Bischof Adalbert von Prag wird der 'Apostel Preußens' genannt. Er war der erste Märtyrer in Preussen, erlitt er doch im Jahre 997 - also vor 1.000 Jahren - bei Ausübung seiner Missionstätigkeit im Land der Pruzzen den Tod für Christus. Eine Schilderung seines Lebens in achtzehn Szenen aus dem 12. Jahrhundert befindet sich auf den Bronzetüren des Gnesener Domes. Der Heilige wird abgebildet im Bischofsornat mit Adler, der seinen Leichnam verteidigt, Keule oder Lanze tragend, Regen erflehend, auch mit den sieben Spießen, von denen er durchbohrt wurde.

Geboren wurde er 956 in der Nähe von Padubitz aus dem böhmischen Fürstengeschlecht der Slavnik. Seine Eltern gaben ihm den Namen Vojtech , d. h. 'Trost im Krieg'. Der Fürstensohn erhielt seine Ausbildung von 972 bis 981 an der berühmten Domschule des neu gegründeten Erzbistums Magdeburg. Bei seiner dortigen Firmung nahm er den Namen Adalbert an. Nach harten Jahren des Studiums empfing er in Prag die Priesterweihe. Als junger Geistlicher hielt er sich in der Umgebung des Bischofs auf. Das schwere Sterben des Prager Bischofs Dithmar löste eine große Erschütterung und grundlegende Wandlung in dem jungen Geistlichen aus, der alsbald versuchte, durch Bußübungen, Wallfahrten und ein äußerst asketisches Leben alle weltlichen Neigungen in sich zu überwinden.

Adalbert wurde trotz seiner Jugend wohl infolge seiner großen Bildung und Frömmigkeit zum Nachfolger des Verstorbenen gewählt. Erzbischof Willigis von Mainz weihte ihn zum Bischof. Voll Eifer und jugendlicher Begeisterung widmete Adalbert sich der schwierigen Aufgabe, das böhmische Volk vom Heidentum abzubringen. Zwar hatten die Großen des Landes das Christentum seit der Missionierung durch den hl. Wenzel angenommen, waren aber, da sie in ihrer Lebensweise mehr oder weniger Heiden geblieben waren, ein schlechtes Beispiel für das Volk. So stieß der neue Bischof überall auf erbitterten Widerstand. Zu seiner Diözese gehörte nicht nur Böhmen, sondern auch Schlesien, das südliche Polen und Slowenien. Fünf Jahre anstrengender Bemühungen blieben fast ohne Erfolg. Das entmutigte ihn derart, daß er nach Rom reiste, um den Papst

um Enthebung von seinem Amte zu bitten. Dieser gewährte ihm aber nur eine kurze Ruhezeit, in der Adalbert als einfacher Mönch bei den Benediktinern auf dem Aventin lebte. Da der Kirche an der Bekehrung Böhmens sehr gelegen war, mußte Adalbert 992 auf Wunsch des Papstes und auf Drängen des Mainzer Erzbischofs nach Prag zurückkehren. Zur Unterstützung gab man ihm Benediktinermönche mit, für die das Kloster Brewnow bei Prag gegründet wurde. Obgleich das Volk den zurückgekehrten Bischof zunächst wohlwollend aufgenommen, ja allerlei Versprechungen abgegeben hatte, scheiterte auch dieser zweite Versuch. Als der Bischof das erkennen mußte, versuchte er sich missionarisch in Ungarn zu betätigen. Doch auch dort blieb ihm der Erfolg versagt, wenn es vielleicht auch - historisch betrachtet - im Grunde seiner Arbeit zu danken ist, daß die Christianisierung Ungarns einen ersten Impuls empfing und später erfolgreich fortgesetzt werden konnte. 995 floh der zutiefst enttäuschte Adalbert wiederum nach Rom.

Doch schon im darauffolgenden Jahr nahm ihn Kaiser Otto III., dem er freundschaftlich verbunden war, zurück in seine Diözese nach Prag. Hier sollte ihn jedoch ein harter Schlag treffen: die Ketzer hatten in der Zwischenzeit seine Verwandten ermordet und ihre Burgen niedergebrannt. Das war die Antwort an einen unbequemen Mahner, den sie nicht gewillt waren, unter sich zu dulden. Da ein weiterer Versuch, seine bischöfliche Tätigkeit allem zum Trotz auszuüben, ohne jede Aussicht schien, wandte sich Adalbert nun nach Polen, wo er von König Boleslaw freundlich aufgenommen wurde. Der Papst hatte Adalbert zugestanden, sich der Heidenmission zuzuwenden, wenn sein Verbleiben in Böhmen nicht möglich sein sollte. So verwirklichte er mit Zustimmung von Boleslaw sein gefahrvolles Vorhaben, zur Bekehrung der Heiden in das benachbarte Gebiet der Pruzzen aufzubrechen, wohin noch kein Missionar vorgedrungen war.

Bei diesem Unternehmen wurde er nur von zwei Gefährten begleitet. Er gelangte bis in die Gegend von Danzig. Angezogen von seiner Persönlichkeit, strömten die Leute zunächst herbei, jedoch nach der ersten Predigt kam es schon zu Mißhandlungen der Gottesboten. Nach der Überlieferung des Abtes von S. Alessio in Rom, Johannes Canaparius, soll er aufgetreten sein mit den Worten: 'Ich bin von Geburt ein Slave namens Adalbert, dem Stande nach Mönch, dem Amt nach jetzt euer Apostel'. Kurze Zeit später, am 23. April 997, wurde Adalbert von den Pruz-

zen grausam ermordet, die ihn mit ihren Spießen erstachen. Der Kopf soll vom Körper abgetrennt und zum Polenkönig gebracht worden sein. Dieser habe dann auch den Leichnam gegen ein hohes Lösegeld erworben und nach Gnesen überführen lassen, wo er bestattet wurde. Bereits zwei Jahre später erfolgte seine Kanonisierung.

In Tenkittten im Samland erinnerte das von der polnischen Gräfin Wiepolska 1830 gestiftete große, eiserne St. Adalbertskreuz an den Märtyrertod des ersten Apostels im Lande der Pruzzen.

Als Otto III. im Jahre 1000 nach Gnesen kam, stieg er vor der Stadt vom Pferde und ging demütig barfuß zum Grab des hl. Adalbert, den Segen des Märtyrerbischofs für das Deutsche Reich herabflehend. Der Chronist sagt darüber: "So ehrte ein deutscher Kaiser den ersten Märtyrer der Preußen".

Nach einem Einfall in Polen überführte der böhmische Herzog Bretislaw I. 1039 die Gebeine Adalberts von Gnesen nach Prag und setze sie im Veitsdom bei.

Quellen: Das Große Buch der Heiligen, Südwest-Verlag, München 1978; Ostdeutsche Gedenktage 1997, Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen, Bonn 1996; Das Ostpreußenblatt vom 10. Mai 1997.

Vom Umgang mit einem europäischen Heiligen

Der tausendste Todestag des heiligen Adalbert, der von der Katholischen Kirche als "europäischer Märtyrer" verehrt wird, war eine Gelegenheit, im Großen europäische Gemeinsamkeit zu demonstrieren. Hinter der feierlichen Kulisse jedoch scheinen alte Gegensätze nicht ausgeräumt zu sein.

Vor über 200 000 Gläubigen rief Papst Johannes Paul II. in Gnesen zu einem gemeinsamen Europa auf, in dem man sich wieder auf seine christlichen Wurzeln besinnen solle. Der heilige Adalbert, von Deutschen, Polen, Ungarn und Tschechen gleichermaßen verehrt, schien die richtige Symbolfigur dafür zu sein. Die Anwesenheit der Präsidenten Deutschlands, Polens, Ungarns, Tschechiens, Litauens, der Slowakei und der Ukraine unterstrich den Willen zur Gemeinsamkeit.
Daß ein künftiges vereintes Europa nicht nur auf einer soliden wirtschaftlichen Grundlage stehen, sondern vor allem eine Wertegemeinschaft bilden muß, haben sowohl der Papst in seiner Predigt wie auch die sieben Präsidenten deutlich zum Ausdruck gebracht.
Dies ist begrüßenswert und notwendig, und vor den Fernsehkameras scheint es auch zu funktionieren. In der Praxis zeigt sich aber noch manchmal genau das Gegenteil, wie etwa am Beispiel des Gedenkkreuzes für den Hl. Adalbert in Tenkitten:
Nach einem Bericht des Gazeta Olstynska vom 24. April hatten polnische Firmen aus Elbing unentgeltlich ein 10,5 Meter hohes Kreuz angefertigt und mit einem Lastkahn nach Pillau gebracht. In Tenkitten, dem Ort, wo der Sage nach der heilige Adalbert von den heidnischen Pruzzen erschlagen worden ist, wurde von einer polnischen Firma ein Fundament gegossen und das Kreuz aufgestellt. Soweit der Bericht der polnischen Zeitung.
Nach Informationen der katholischen Gemeinde in Königsberg wurde das Kreuz von der Pfarrei Elbing gestiftet und konnte nur durch Vermittlung und Unterstützung eines russischen Obristen installiert werden. Wie DOD aus Königsberg erfuhr, wurde dieser Obrist deswegen jetzt aus der russischen Armee entlassen. Pilger, die an diesem Kreuz beten wollten, wurden durch russische Behörden mit besonders umständlichen Kontrollen schikaniert und aufgehalten. Eine ökumenische Feier in Dom zu Königsberg wurde durch die Verwaltung verboten.

Es ist ein Skandal, wenn eine beispielhafte Zusammenarbeit polnischer, russischer und deutscher Christen so quittiert wird.
(. . .) Jetzt, am tausendsten Todestag, waren 28 Priester aus West- und Mitteldeutschland und über 120 deutsche Katholiken nach Königsberg gefahren. Aus Moskau kam der zuständige Erzbischof Kondruczewiz, um in der neuen, von Rußlanddeutschen errichteten Kirche am Pregel eine feierliche Messe zu zelebrieren. In dem völlig überfüllten Gotteshaus wurde in deutscher, russischer, polnischer und litauischer Sprache gesungen und gebetet. Der päpstliche Visitator der Ermländer für ganz Deutschland, Prälat Johannes Schwalke, und Konsistorialrat Dr. Gerhard Reifferscheid waren anwesend.

Von links: Prälat Schwalke, Erzbischof Kondruczewitz, Dr. Reifferscheid (Foto: Langkau)

Bei dieser Gelegenheit weihte der Erzbischof einen Komboni Missionar zum Priester. Dieser hatte schon ein Jahr lang die Rußlanddeutschen als Seelsorger betreut. Der Vertreter der deutschen Bischofskonferenz, Prälat Blome aus Bonn, führte außerdem zwei deutsche Patres der Steyler Mission in die Seelsorge für die Rußlanddeutschen ein.
Seit Jahrzehnten hatte es - obwohl immer wieder gefordert - keinen deutschen Seelsorger für die Deutschen in Königsberg gegeben. Jetzt, im Gedenken an den heiligen Adalbert und im Zuge einer sich hoffentlich verändernden Denkweise scheint manches wieder möglich zu werden.

WALTER STRATMANN (DOD)
Nr. 24 vom 13. Juni 1997

Maximilian Kaller
Bischof von Ermland (1930 - 1947)
Er starb vor 50 Jahren

Der Bekennerbischof unseres Jahrhunderts, Maximilian Kaller, starb am 07.07.1947 in Frankfurt am Main. Er teilte die Not und das Elend seiner heimatvertriebenen Gläubigen.

Max Kaller wurde am 10.10.1880 in Beuthen/Oberschlesien geboren. Er entstammte einer kinderreichen Kaufmannsfamilie. Nach dem Abitur in seiner Heimatstadt, begann er das Studium der Philosophie und Theologie in Breslau. Mit päpstlicher Dispens wurde er bereits 1903 im jugendlichen Alter von 22 Jahren zum Priester geweiht. Nach zwei Kaplansjahren in Groß Strelitz, sandte man ihn als Administrator auf die Insel Rügen nach Bergen, wo es seit 1882 keinen eigenen Pfarrer mehr gegeben hatte. Dort gab es nur wenige einheimische Katholiken, aber im Sommer kamen Badegäste und viele polnische Saisonarbeiter dorthin. Die einheimischen Katholiken auf Rügen wollten keinen eigenen Pfarrer. Sie waren mit einem gelegentlichen Gottesdienst alle paar Monate zufrieden. Der junge Priester hatte es schwer. Geduld und Ausdauer gehörten zu den vornehmsten Tugenden. Es zahlte sich aber aus. In zwölfjähriger harter Arbeit schuf er auf Rügen eine blühende Gemeinde. Die Missionsstation Bergen wurde 1908 zur Pfarrei erhoben und zwei weitere katholische Stationen in Sellin und Garz errichtet.

Sein auf Rügen gezeigtes Organisationstalent war wohl der Grund dafür, daß ihm 1917 die Großstadtpfarrei in Berlin-Kreuzberg übertragen wurde. Kaller begründete dort das sogenannte Laienapostolat. Er betrachtete nicht nur die Seelsorge als seine Aufgabe, sondern in gleichem Maße auch die caritative Sorge um Obdachlose und Arbeitslose. Dem dama-

ligen Sekretär bei der Nuntiatur in Berlin, Eugenio Pacelli, dem späteren Papst Pius XII., konnte das ungewöhnliche Wirken des emsigen Pfarrers von Kreuzberg wohl nicht entgangen sein. Wahrscheinlich ist es seiner Empfehlung zuzuschreiben, daß Kaller am 06.07.1926 vom Hl. Vater zum Apostolischen Administrator der Apostolischen Administratur Tütz, der späteren Freien Prälatur Schneidemühl (Preußisches Konkordat 1929) ernannt wurde. Zu seinem Jurisdiktionsbereich gehörten die nach dem 1. Weltkrieg bei Deutschland verbliebenen Teile der Bistümer Posen-Gnesen, bzw. Kulm in der Grenzmark Posen-Westpreußen. Sein neues Aufgabengebiet war nicht weniger schwierig. Neben den seelsorglichen Aufgaben in jenem Diasporagebiet kamen kirchen- und nationalpolitische Probleme hinzu. Dennoch gelang es Kaller auch hier Akzente zu setzen. Er gab ein Kirchenblatt heraus, förderte das katholische Vereinsleben und kümmerte sich um Caritasheime, Krankenhäuser und Haushaltungsschulen.

Sein Verbleiben dort währte nicht lange, denn das ermländische Domkapitel wählte ihn 1930 zum Bischof von Ermland. Die Bischofsweihe empfing Kaller durch den Päpstlichen Nuntius Orsenigo in Schneidemühl. Kaller war sicher nicht der Wunschkandidat des ermländischen Domkapitels. Dieses folgte wohl eher der Empfehlung des Hl. Stuhles. Dies beschwerte die ersten Jahre seines Wirkens im traditionsbewußten Ermland. Aber Kaller setzte sich auch hier durch. Mit seiner bescheidenen Art gewann er recht bald die Herzen des Klerus und der Gläubigen.

1932 konnte er das neue Priesterseminar in Braunsberg einweihen und das Ermländische Kirchenblatt begründen. Anläßlich einer Diözesansynode warb er für die "Katholische Aktion". Angesichts zunehmender Bevölkerungsbewegungen und den damit verbundenen seelsorglichen Aktivitäten prägte er den Begriff der "Wandernden Kirche".

Dem Nationalsozialismus gegenüber verhielt er sich anfangs auffallend loyal. In pastoralen Fragen blieb er jedoch seiner Linie treu. Er schuf ein neues Gebet- und Gesangbuch, ein neues Rituale und setzte sich - wo immer es notwendig war - für die polnischsprechenden Gläubigen ein. 1939 wurde er zusätzlich zum Apostolischen Administrator für die Freie Prälatur Memel ernannt.

1942 bot er sich dem Nuntius in Berlin als Seelsorger für das Konzentrationslager Theresienstadt an, was abgelehnt wurde.

Nach dem Einfall der Roten Armee in Ostpreußen brachte ihn die SS gegen seinen Willen im Januar 1945 nach Danzig und zwang ihn zur Weiterfahrt nach Halle. Dort erlebte er das Ende des Krieges. Noch im Sommer 1945 machte er sich unter schwierigen, ja abenteuerlichen Bedingungen auf den Weg zurück in seine Diözese. Drei Wochen später erreichte er Allenstein. Doch ein weiteres bischöfliches Wirken blieb ihm versagt. Kardinal Hlond, der Primas von Polen, zwang ihn zur Resignation auf sein Bischofsamt. Innerhalb von drei Tagen mußte er seine Diözese erneut verlassen.

Niedergeschlagen, krank und erschöpft ging Kaller wiederum nach Halle, siedelte später nach Wiedenbrück um und verlegte schließlich seinen Wirkungsbereich nach Frankfurt am Main, wo er zunächst eine Zentralstelle für die verstreuten Gläubigen aus seiner Diözese einrichtete. Er organisierte einen ersten Suchdienst.

Am 29. Juni 1946 ernannte ihn Papst Pius XII. zum Päpstlichen Sonderbeauftragten für die heimatvertriebenen Deutschen.

Ohne finanzielle Absicherung bemühte er sich, das Los der Heimatlosen zu lindern. Es ging ihm nicht nur um seelsorglichen Beistand, sondern auch darum, die Not zu beheben und Hilfe zu organisieren. Rastlos unterwegs - in überfüllten Zügen oder per "Anhalter" - sprach er zu Tausenden von Heimatlosen und Entrechteten, gab ihnen Mut und Zuversicht.

Sein Wahlspruch "Die Liebe Christi treibt mich" wurde gerade in dieser Zeit sichtbares Zeichen seines unermüdlichen Wirkens. Vertrauen und Verehrung schlugen ihm entgegen.

Am 07.07.1947 starb Bischof Kaller plötzlich in seiner kleinen bescheidenen Wohnung in Frankfurt am Main.

Auf dem Friedhof hinter der Pfarrkirche in Königstein (Taunus) wurde sein Leichnam der Erde übergeben. Ob eine Überführung in seine Kathedrale nach Frauenburg in der Zukunft Wirklichkeit werden kann ?

Quellen: Das Ostpreußenblatt, Folge 11
Ostdeutsche Gedenktage 1997

Münster - Braunsberg - Braniewo
ein Beispiel für gute Nachbarschaft und freundschaftliche Zusammenarbeit zwischen Deutschen und Polen - Bilanz und Perspektiven -

Festvortrag von Frau Gudrun Bogdanski
beim Jahreshaupttreffen der Kreisgemeinschaft Braunsberg (Ostpreußen)
am 15. September 1996

Sehr geehrte Damen und Herren
aus Braunsberg, Kreis Braunsberg, Braniewo, Münster
und von anderswo!

In diesem Frühjahr fand im Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland in Bonn eine bemerkenswerte Ausstellung zum Thema "Deutsche und Polen 1945 - 1995 - Annäherungen - Zblizenia" statt. Bemerkenswert ist die Tatsache, daß diese Ausstellung als erste innerhalb einer geplanten Reihe über die politischen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und seinen Nachbarländern gezeigt wurde. In seiner Einführung zur Ausstellung über Deutsche und Polen schreibt der Direktor vom Haus der Geschichte, Dr. Hermann Schäfer: "Keine andere Nation in Europa hat mehr unmittelbare Anrainerstaaten als Deutschland. Für kaum einen anderen Staat sind freundschaftliche Beziehungen zu seinen Nachbarn so wichtig wie für die Bundesrepublik Deutschland. . . . Mit den friedlichen Revolutionen im Osten Europas und dem Ende des Ost-West-Konflikts begann eine neue Epoche der internationalen Beziehungen. Deutschland rückte aus seiner Randlage in Europa heraus. Die Beziehungen Deutschlands zu seinen Nachbarn, insbesondere im Osten, gewannen eine neue Qualität. Dies gilt auch für die Beziehungen zu Polen, Deutschlands größtem östlichen Nachbarn, mit dem die Bundesrepublik Deutschland die längste gemeinsame Grenze verbindet. Nicht nur der deutsche Schriftsteller Erich Loest - auch geprägt durch seine Erfahrungen in beiden Teilen Deutschlands - sieht in Polen den wichtigsten, weil auch schwierigsten Nachbarn der Bundesrepublik."

Ein zweites ist an dieser ersten großen Ausstellung zu den Beziehungen zwischen Deutschland und Polen in den letzten fünfzig Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg bemerkenswert. Das Ausstellungskonzept wurde von

deutschen und polnischen Historikern gemeinsam erarbeitet, und die Ausstellung wird in beiden Ländern gezeigt, zuerst im Haus der Geschichte in Bonn und danach im Unabhängigkeitsmuseum in Warschau. Entsprechend ihrer herausragenden Bedeutung wurde die Bonner Ausstellung gemeinsam vom deutschen Bundespräsidenten Herzog und vom früheren polnischen Ministerpräsidenten Mazowiecki eröffnet. Zur Ausstellung erschien ein lesenswertes deutsch-polnisches Begleitbuch im Droste Verlag Düsseldorf (ISBN 3-7700-1057-4) mit interessanten Beiträgen deutscher und polnischer Historiker, die die verschiedenen Aspekte der deutsch-polnischen Beziehungen aus ihrer Sicht beleuchten.

Der Leiter der Ausstellung Ulrich Op de Hipt unterscheidet drei Phasen in der Entwicklung der Beziehungen seit dem Zweiten Weltkrieg, die die politischen Veränderungen in Europa widerspiegeln:

- die Phase der Abgrenzung bis zu den sechziger Jahren;
- die Phase der Grenzüberschreitung im wörtlichen und im übertragenen Sinne in den siebziger und achtziger Jahren und schließlich
- seit 1989/90 die Phase der Partnerschaft.

Bis Anfang der siebziger Jahre war das deutsch-polnische Verhältnis geprägt von der Ost-West-Konfrontation und damit von der völligen Abschottung der beiden Länder, deren Politik von ihrer Blockzugehörigkeit bestimmt war. Polen lag damals für uns viel mehr als 1000 km entfernt. Es war für die Deutschen im Westen ein verschlossenes und ganz unbekanntes Land. Umgekehrt konnten sich damals auch die Polen kein richtiges Bild aus eigener Anschauung von den Deutschen machen. In Ostdeutschland war das Verhältnis zu Polen offiziell anders, aber in Wirklichkeit auch nicht besser als im Westen.

Nach Abschluß des Warschauer Paktes 1970 und der Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen Deutschland und Polen 1972 wurden im Zuge der neuen Ostpolitik der sozial-liberalen Regierung in Bonn Reisen in die ehemalige Heimat der Ostpreußen und Schlesier möglich. Ich selbst fuhr 1973 zum erstenmal mit meiner Familie nach Braunsberg. Es war eine sehr bewegende Wiederbegegnung mit der Stadt, von der ich als zehnjähriges Kind 1945 auf der Flucht Abschied genommen hatte. Viele ehemalige Bewohner der Stadt und des Kreises Braunsberg haben seit den siebziger Jahren immer wieder die Möglichkeit genutzt, privat oder mit einer Reisegruppe in ihre frühere Heimat zu fahren. Im Mai

1996 fand sogar auf Einladung des Bürgermeisters von Braniewo, Herrn Kopacz, ein großes Treffen der ehemaligen und jetzigen Braunsberger statt, über das der Heimatbrief 1996 ausführlich berichtet. Dieses war möglich, weil bei den vielen Besuchen ehemaliger Braunsberger in ihrer Heimat erste und im Laufe der Zeit vertiefte Kontakte mit den heutigen Bewohnern geknüpft worden waren.

Die Grenzüberschreitung in den siebziger und achtziger Jahren, die oft mit viel Mühe verbunden war, bildete eine wichtige Voraussetzung für die dritte Phase nachbarschaftlicher Beziehungen, in der wir uns seit 1989/90 befinden. Im Falle Braunsbergs spielt dabei ein Buch eine wichtige Rolle, das vor zehn Jahren, also 1986, erschien. Sie kennen es alle, und viele von Ihnen hüten es als kostbaren Schatz: "Braunsberg Ostpreußen, Stadt und Kreis in Bildern aus vergangenen Tagen," herausgegeben von der Gemeinschaft der Braunsberger Schulen. Wie Sie alle wissen, verdanken wir diesen schönen Bildband den hier anwesenden Braunsbergern Ernst Matern und Ernst Federau, die damals Mut und Risikobereitschaft bewiesen und die Mühe auf sich nahmen, ein solches Buch aus alten Schätzen zusammenzustellen. Es war aber nicht nur eine Liebeserklärung an Braunsberg und ein Erinnerungsbuch, sondern wirkte mit seinem Schlußsatz auch zukunftsweisend: "Wir wünschen den polnischen Mädchen und Jungen, die heute in Braniewo heranwachsen, daß sie genauso glückliche Jugendjahre erleben wie wir vor über 40 Jahren - mit Lachen und Weinen, mit Verliebtsein und Traurigsein, mit Glücksempfinden unter dem weiten Himmel über dem Land am Frischen Haff - und daß Friede werde und bleibe in Europa" (Zitat, Seite 132). Dieses Buch über die Vergangenheit Braunsbergs schlug die Brücke zur Gegenwart und zur Zukunft. Über Frau Kozbial, die stellvertretende Vorsitzende der deutschen Minderheit, erhielt es ein Mitglied des Stadtrates von Braniewo, Herr Gursztyn, der heute enge freundschaftliche Beziehungen zu ehemaligen Braunsbergern pflegt, und von diesem Herr Bürgermeister Kopacz.

Als sich so die Türen des Rathauses in Braniewo geöffnet hatten, nutzten der Vorsitzende der Kreisgemeinschaft, Herr Steffen, und der Vorsitzende der Schulgemeinschaft, Herr Matern, die Chance, engere Kontakte zur Stadtverwaltung in Braniewo zu knüpfen. 1991 wurde erstmals eine Delegation der Stadt Braniewo zum Treffen der Kreisgemeinschaft Braunsberg in Münster eingeladen. Frau Bürgermeisterin Graf begrüßte im

Namen des Rates und der Stadtverwaltung in Münster die Vertreter der Kreisgemeinschaft Braunsberg mit ihren polnischen Gästen aus Braniewo im historischen Friedenssaal des Rathauses in Münster. Umgekehrt wurde 1991 eine Delegation der Kreisgemeinschaft Braunsberg zu den Feierlichkeiten des polnischen Nationalfeiertages nach Braniewo eingeladen. 1993 erfolgte der zweite Besuch von Herrn Bürgermeister Kopacz in Münster. Er brachte außer Angehörigen des Stadtrates auch 23 Mitglieder der deutschen Minderheit von Braniewo nach Münster mit. 1994 erfolgte der erste offizielle Gegenbesuch einer Ratsdelegation aus Münster, die unter Leitung von Frau Bürgermeisterin Graf zusammen mit Vertretern der Kreisgemeinschaft Braunsberg nach Braniewo fuhr. Wie Frau Graf in ihrem Bericht über die erste Reise Braunsberger und Münsteraner Bürger schreibt, sollte dieser Besuch gemeinsame Wurzeln und Beziehungen zwischen den beiden Städten, Münster und Braunsberg, aufdecken und gleichzeitig Zukunftsperspektiven in der seit der Wende völlig veränderten weltpolitischen Situation eröffnen. Ich selbst durfte auch an dieser denkwürdigen Reise teilnehmen. Besonders bewegend war der Abschiedsabend im Rathaus von Braniewo, da er, wie Frau Graf es formuliert, "geprägt war von dem Wunsch, das Freundschaftsband zwischen Münster und Braniewo, zwischen Polen und Deutschen, weiter zu festigen." Zum Gitarrenspiel von dem Münsteraner Ratsmitglied, Manfred Kehr, sangen wir deutsche und polnische Lieder. Im gleichen Jahr, im Oktober 1994, wurde in Münster das vierzigjährige Bestehen der Patenschaft Münster - Braunsberg zusammen mit offiziellen Vertretern aus Braniewo gefeiert. Wir können dankbar feststellen, daß diese heute so guten und lebendigen Beziehungen zwischen Münster und Braniewo gerade durch das persönliche Engagement der Schul- und der Kreisgemeinschaft Braunsberg und hier insbesondere von Herrn Steffen und Herrn Matern ermöglicht wurden. Sie haben die Brücke gebaut zwischen Braunsberg, Münster und Braniewo. 1995 wurden 15 Schüler mit ihrer Deutschlehrerin, Frau Przyborowska, und die Ärztin, Frau Teresa Drabinska-Dziag, aus Braniewo nach Münster eingeladen. Sowohl die polnische Ärztin, die an der Universitätsklinik in Münster neue medizinische Methoden kennenlernen konnte und die in Münster viele Freunde fand, als auch die Jugendlichen haben sich begeistert über ihren Aufenthalt in Münster geäußert. Dieses zeigt die Ausstellung, die Schüler aus Braniewo über ihre Eindrücke von Münster erarbeitet haben und die gegenwärtig hier im Vorraum zu sehen ist. Stellvertretend für die Schü-

leräußerungen möchte ich aus zwei Berichten zitieren:
Monica Olejniczak schreibt:
"Ich freue mich sehr, daß ich in Münster war. Ich lernte dort viele Leute kennen. In Münster verbesserte ich mein Deutsch. Ich war verwundert, daß es in dieser Stadt so grün ist und daß es dort Fahrradwege gibt. Während des Aufenthaltes in Deutschland erfuhr ich viel über die deutsche Kultur, weil wir viele Sehenswürdigkeiten besichtigten. Als wir in der Disco waren, sah ich, daß die deutsche Jugend ganz wie die polnische ist. Als wir mit Deutschen sprachen, erfuhr ich, daß sie sich oft an den Zweiten Weltkrieg erinnern. Sie denken, daß wir die Deutschen hassen, weil wir immer Hitler nicht vergessen. Wir sagten ihnen, daß das nicht stimmt. Ich möchte noch einmal nach Münster fahren."
Bozena Grabarczyk schildert ihre Erfahrungen so:
"Ich habe angenehme Erinnerungen an meinen Aufenthalt in Deutschland. Ich konnte deutsche Jugendliche und ihr tägliches Leben kennenlernen. Ich besuchte viele Schulen und sprach mit den Schülern. Jetzt weiß ich, daß die polnischen und deutschen Jugendlichen sich nicht unterscheiden. Jemand kann sagen: 'Unsere Sprachen und Traditionen sind anders'. Ja, das stimmt. Aber wir können zusammen Spaß haben, unsere Erfahrungen austauschen. Wir haben gemeinsame Interessen und, was am wichtigsten ist, wir verstehen uns gut. Die 'deutsch-polnische Woche' in Münster, das ist ein Fest, das die wunderbaren Leute, die Leute guten Willens, organisierten. Dank dieser Leute können sich deutsch-polnische Freundschaften entwickeln. Wir müssen die Stereotypen zerstören. Wir wollen die Vergangenheit, die uns teilt, vergessen und dafür sorgen, daß die Zukunft uns verbindet. Diese deutsch-polnischen Begegnungen, das ist bestimmt ein guter Anfang. Und ein guter Anfang ist schon die Hälfte des Erfolgs."

Im Erdgeschoß der Stadthalle sind anläßlich des Braunsberger Treffens Schülerzeichnungen zu Motiven aus Braniewo zu sehen, die die Schüler dort anläßlich eines Malwettbewerbs erstellt haben.

Den bisherigen Höhepunkt stellt der Begegnungstag der Bürger aus Braunsberg und Braniewo im Mai 1996 dar, der von der Stadt Braniewo im Amphitheater oder wie wir es früher nannten, im Pflaumengrund gestaltet wurde, dort, wo ich als Kind gespielt habe und im Winter Schlitten gefahren bin. Die Sitzreihen rings um die Freilichtbühne waren dicht gefüllt. Die Stadt Braniewo stellte sich mit einem bunten Pro-

gramm aus Musik, Tanz, Gesang und Informationen vor. Es ergaben sich viele Gelegenheiten zu zwanglosen Gesprächen zwischen neuen und alten Bewohnern der Stadt. Besonders Kinder und Jugendliche, die ihre Deutsch- und Englischkenntnisse erproben wollten, nutzten die Kontaktmöglichkeiten. In einem Pressebericht der "Stimme Elbings" schreibt ein Journalist unter der Überschrift: "Braunsberger aus Europa": "Das Treffen erinnert an Veranstaltungen, die vor Jahren zwischen Franzosen und Deutschen stattgefunden haben. Was in Braniewo geschah, ist eine Ausnahme und in dieser Atmosphäre nicht zu wiederholen, es hat jedoch nach meiner Ansicht 40 Jahre zu spät stattgefunden. Es ist ein kleiner Schritt zum gemeinsamen Europa". Gerade die letzte Bemerkung ist interessant. Als ich in den fünfziger Jahren in Frankreich studierte, konnte ich dort die Annäherung und Versöhnung zwischen Deutschen und Franzosen mit- erleben und auch selber daran mitwirken. Jetzt wünsche ich mir, daß sich die Beziehungen zwischen Deutschen und Polen ebensogut entwickeln wie damals zwischen Deutschen und Franzosen und daß ich und alle, die es möchten, dazu beitragen können. Gerade in dieser Woche hat der französische Staatspräsident Chirac Polen besucht. Bekanntlich wurde 1991 in Weimar von den damaligen Außenministern Genscher, Dumas und Skubiszewski eine trilaterale Zusammenarbeit zwischen Deutschland, Frankreich und Polen vereinbart, das sogenannte Weimarer Dreieck. Auf Vorschlag Chiracs ist für Anfang 1997 ein Treffen der drei Staats- und Regierungschefs in Warschau geplant, um die deutsch-französisch-polnische Zusammenarbeit zu intensivieren.

Einen wichtigen Beitrag zur Verbesserung der Beziehungen zwischen Deutschland und Polen kann m. E. der Sprachunterricht leisten. Seit der Wende im Osten ist ja das Interesse am Deutschunterricht sprunghaft angestiegen. Rund zwei Drittel aller weltweit die deutsche Sprache lernenden Menschen leben heute in den Ländern Mittel- und Osteuropas. Die dort tätigen Deutschlehrer reichen gar nicht aus, um die große Nachfrage zu befriedigen. Deshalb haben der Bund und die Länder besondere Programme zur Förderung des Deutschunterrichts in Mittel- und Osteuropa entwickelt und entsenden dorthin sog. Programmlehrer. 1989 waren es 51, inzwischen sind es über 500. Außerdem werden Berater für das Fach Deutsch entsandt und Schulen mit einem speziellen Deutschprogramm gefördert. Inzwischen sind auch eine Reihe zweisprachiger Schulen entstanden, an denen der Fachunterricht zum Teil auf deutsch und zum Teil

in der Landessprache erteilt wird. In Polen gibt es solche zweisprachigen Schulen in Warschau, Krakau, Breslau und Danzig. Programmlehrer werden zumeist im ehemaligen Schlesien eingesetzt, außerdem unterrichten in Polen pensionierte Lehrer aus Deutschland. In Elbing gibt es seit einigen Jahren einen Fachberater für Deutsch, der die polnischen Deutschlehrer des Bezirks unterstützt. Ich selbst habe mir vorgenommen, in Braniewo einen Intensivkurs Deutsch für Jugendliche und Erwachsene zu halten. Angeregt dazu hat mich das Beispiel von Gräfin Dönhoff, die als Schirmherrin das deutsch-polnische Lyzeum in Nikolaiken unterstützt, das inzwischen ihren Namen trägt. In seinem lesenswerten Buch "Fernes nahes Land - Begegnungen in Ostpreußen" schildert Klaus Bednarz anschaulich die erste Abiturfeier am Gräfin-Dönhoff-Lyzeum. Am Abend vor der Feier war ein junger Pole zur Gräfin gekommen, um sich von ihr das Buch: "Namen, die keiner mehr nennt" signieren zu lassen. Auf die Frage, warum ihm, dem jungen Polen, denn ausgerechnet das Ostpreußenbuch einer Deutschen geholfen habe, habe er den letzten Satz des Buches zitiert: "Die größte Liebe ist wahrscheinlich, lieben ohne zu besitzen." Da, so Gräfin Dönhoff, habe sie den jungen Mann begriffen.

"Er ist offenbar auch ein Wanderer zwischen zwei Heimaten. Er fühlt sich zu Hause in beiden Ländern. Wie ich" (Zitat: Bednarz S. 44).

Ich glaube, daß viele unter Ihnen dieser Aussage von Marion Dönhoff zustimmen können.

Zu den alten und neuen Namen unserer Heimatorte
von Michael Preuschoff

Es ist nicht zu übersehen, daß in vielen Veröffentlichungen, in denen heute von unseren Heimatorten die Rede ist, der heutige polnische Name verwendet wird. Um es ganz deutlich zu sagen: Ich verstehe das nicht und ich weiß auch nicht genau, was die Triebfeder für solchen "neuen" Namensgebrauch ist. Der Grund, sich gegen einen möglichen Chauvinismus abzusetzen, kann es nicht sein, denn nicht zuletzt ist ja auch für Po-

len, sobald sie deutsch reden, der deutsche Name kein Problem mehr, und wir können an den Kiosken um die wiederaufgebaute Pfarrkirche in Braunsberg herum oder am Dom zu Frauenburg Postkarten kaufen, die komplett zweisprachig sind, im deutschen Text wird also auch der deutsche Name genannt.

Wir kennen längst die alten Begründungen für den Gebrauch des deutschen Namens, daß ja auch niemand von Fierenze oder von Liège redet, ja daß sich sogar jemand lächerlich macht, wenn er in einer auf deutsch geführten Unterhaltung solche Namen gebraucht. Und solche Lächerlichkeit dürfte ja auch all denen bekannt sein, die den polnischen Namen dennoch vorziehen. Vielleicht würde niemand auf die Idee kommen, den polnischen Namen zu verwenden, wenn unsere Heimatstadt Stettin hieße, denn da ist der polnische Name für uns zungenbrecherisch. Und wer kann den schon auf Anhieb richtig schreiben?

Was mir plausibel erscheint: So wie ich sehe, waren all diejenigen, die den polnischen Namen bevorzugen, wenn sie vom heutigen Braunsberg reden, bei der Vertreibung zwar noch Kinder, jedoch bereits so alt, daß sie alles bewußt miterlebt haben und sich auch an ihre schöne Kindheit in Braunsberg genau erinnern können. Und gerade sie können ihre Heimatstadt nun keineswegs mit der Ansammlung von Bruchbuden und Plattenbauten, wie wir sie dort heute vorfinden, identifizieren. Es sträubt sich jedoch alles in ihnen, das dann "Braunsberg" zu nennen. Ist also die Verwendung des polnischen Namens der tiefste Ausdruck dafür, daß "früher" einmal alles anders und besser war - also doch eine Art Chauvinismus?

Ich habe als "Nachgeborener" (zwar 1941, aber ohne jede Erinnerung) diese Probleme mit dem alten Braunsberg nicht, vielleicht ist das auch der Grund, warum ich die Verwendung des fremdsprachigen Namens genauso lächerlich empfinde wie bei Florenz oder Lüttich? Dagegen erkläre ich selbstverständlich französischen Freunden, die mich besuchen wollen, und mit denen ich französisch reden muß (es geht so . . .), daß sie zu mir über Aix-la-Chapelle fahren müßten, denn "Aachen" versteht ja niemand.

Anmerkung: Ob die wunderschön aufgebaute Pfarrkirche nicht das Unterbewußte motivieren könnte, daß das heutige Braunsberg eben doch "Braunsberg" ist?

In den Westfälischen Nachrichten stand zu lesen:

Donnerstag, 15. Mai 1997

Braunsberger unterrichteten in ihrer ehemaligen Heimstadt

Das Experiment stieß in Braniewo auf große Resonanz

Münster. Der deutsch-polnischen Verständigung im doppelten Sinn des Wortes diente ein zweiwöchiger Aufenthalt von Gudrun Bogdanski (Münster) und Ernst Matern (Soest) in Braniewo, dem ehemaligen Braunsberg im polnischen Teil Ostpreußens. Die beiden gebürtigen Braunsberger unterrichteten in ihrer ehemaligen Heimatstadt zwei Wochen lang Schüler und Erwachsene in Deutsch. Ihr ehrenamtlicher Einsatz stieß auf lebhaftes Interesse. Materialien für den Unterricht hatte die Stadt Münster zur Verfügung gestellt, die mit Braniewo freundschaftlich verbunden ist. Die Kurse waren zwischen Oberbürgermeisterin Marion Tüns und ihrem Amtskollegen Tadeusz Kopacz vereinbart worden.

An den Vormittagen übernahmen die Gastlehrer den Deutschunterricht an zwei Oberschulen und drei Grundschulen. Die polnischen Deutschlehrerinnen hatten die Klassenräume liebevoll mit selbst gemalten Bildern, Collagen und Fotos unter anderem aus Münster gestaltet.

Auch zu einer Begegnung mit den Lehrkräften für Deutsch des Bezirkes kam es. Gudrun Bogdanski machte sie im Lehrer-Fortbildungszentrum Elblag mit der Rechtschreibreform und der dazu laufenden Diskussion vertraut. Nachmittags beteiligten sich insgesamt zwei Wochen lang von Montag bis Samstag regelmäßig 36 Frauen und Männer zwischen 13 und 55 Jahren an Intensivkursen für Anfänger und Fortgeschrittene. In ihnen konnten Schüler ihre Deutschkenntnisse vertiefen. Unter den Erwachsenen befanden sich mehrere Ratsmitglieder. Sie zeigten damit ihr großes Interesse, die Beziehungen zwischen Braniewo auf der einen sowie Münster und den ehemaligen Braunsbergern auf der anderen Seite weiter zu vertiefen.

Vormittags übernahmen Gudrun Bogdanski (vor der Tafel stehend) und Ernst Matern den Deutschunterricht an den Schulen.

Die erfreulichen Ergebnisse der Intensivkurse zeigten sich bei einer festlichen Abschlußfeier in der Aula des Lyzeums. Gudrun Bogdanski und Ernst Matern fühlen sich zur Fortsetzung des gelungenen Experimentes in ihrer ehemaligen Heimatstadt ermutigt.

Riesige Resonanz fand schließlich ein Diavortrag von Ernst Matern, der erstmals in der Stadtbücherei von Braniewo öffentlich Bilder aus dem alten Braunsberg vor der Zerstörung durch den Zweiten Weltkrieg zeigte.

Der Deutsche Bundestag hat am 28.02.1997 den folgenden gemeinsam eingebrachten Beschlußantrag von CDU/CSU, SPD und FDP bei einer Enthaltung und einer Gegenstimme angenommen:

"Beitrag der deutschen Heimatvertriebenen zum Wiederaufbau in Deutschland und zum Frieden in Europa"

Millionen von Deutschen mußten nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges und des nationalsozialistischen Unrechtsregimes das schwere Schicksal von Flucht, Deportation, Vertreibung und Verlust der Heimat erleiden. Ein halbes Jahrhundert danach gedenkt der Deutsche Bundestag besonders der Menschen, die während Deportation, Flucht und Vertreibung ihr Leben lassen mußten oder schwere Schäden an Körper und Seele erlitten. Durch ihr besonders hartes Schicksal haben die Vertriebenen die Last der Verantwortung für die Verbrechen des Dritten Reiches in besonderer Weise tragen müssen. Das begründet die Solidarität aller Deutschen mit den Vertriebenen. . .

Der Deutsche Bundestag würdigt zugleich den Beitrag der deutschen Vertriebenen zum Wiederaufbau und zur Überwindung der Folgen des Krieges in den bis 1990 getrennten Teilen Deutschlands und zur Verständigung mit unseren Nachbarn im Osten. Unter zunächst schwierigen eigenen Lebensverhältnissen haben die Vertriebenen nach vorne blickend zum Aufbau einer freiheitlichen und demokratischen Staats- und Gesellschaftsordnung in Deutschland beigetragen. Auch der große Beitrag, den die Heimatvertriebenen für das Kultur- und Geistesleben, in den Kirchen sowie für Wissenschaft, Bildung und Politik im Nachkriegsdeutschland geleistet haben, bleiben unvergessen. Der Deutsche Bundestag erinnert schließlich an das besondere Los derjenigen deutschen Heimatvertriebenen, denen es in der Sowjetischen Besatzungszone und späteren DDR nicht möglich war, eine staatliche und öffentliche Behandlung ihres Schicksals sowie angemessene Hilfe und Achtung ihrer kulturellen Identitätswahrung zu erfahren. . .

Viele deutsche Heimatvertriebene - insbesondere aus der Generation, die die Vertreibung persönlich erlitten hat - haben die Chance der Neugestaltung der Beziehungen Deutschlands zu seinen östlichen Nachbarn nach den historischen Umbrüchen der Jahre 1989 und 1990 genutzt und sind durch zahlreiche Begegnungen mit den in ihrer angestammten Heimat

lebenden Menschen zu Botschaftern der Aussöhnung und Verständigung geworden. Der Deutsche Bundestag unterstreicht erneut die wichtige Brückenfunktion, die die deutschen Heimatvertriebenen und die bis heute in Mittel- und Südosteuropa sowie in der Gemeinschaft Unabhängiger Staaten lebenden Deutschen für die Beziehungen Deutschlands zu diesen Ländern haben.

Der Deutsche Bundestag bittet die heimatvertriebenen Mitbürgerinnen und Mitbürger, sich weiter voll und ganz in das politische, kulturelle und gesellschaftliche Leben unseres Landes und in die Ausgestaltung der Beziehungen zu unseren östlichen Nachbarstaaten in einem Europa des Friedens, der Zusammenarbeit und der Verständigung einzubringen. Der Deutsche Bundestag wird Heimatvertriebene und deren Verbände, die diesem Geist verpflichtet sind, bei diesen Bemühungen weiterhin unterstützen. . .

Jeder Akt der Vertreibung ist ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Die Terrorisierung und Vertreibung von Gruppen aufgrund ihrer Herkunft, ihres religiösen oder kulturellen Hintergrundes muß international geächtet und sowohl völkerrechtlich wie strafrechtlich geahndet werden.

Drangsalierung und Vertreibung von Bevölkerungsgruppen sind nicht allein Terrorakte im Rahmen bestehender Staatlichkeit, sondern von einzelnen begangene Verbrechen. Ein internationales Strafrecht, das die Einzeltäterschaft in den Vordergrund stellt und die Berufung auf den Befehlsnotstand nicht zuläßt, könnte die menschenverachtende Praxis, Terror gegen die Zivilbevölkerung als Mittel zur Verfolgung politischer Interessen einzusetzen, eindämmen.

Neben der Bestrafung des Verbrechens der Vertreibung müssen künftig weitaus energischere Bemühungen der Staatengemeinschaft um die Beendigung bewaffneter Auseinandersetzungen und um den Schutz vor Vertreibung, Diskriminierung und Menschenrechtsverletzungen an erster Stelle stehen. . .

Der Deutsche Bundestag fordert die Bundesregierung unter Bekräftigung des einstimmigen Beschlusses des 12. Deutschen Bundestages vom 23. Juni 1994 auf, die Bemühungen um eine Normierung des völkerrechtlichen Schutzes vor Vertreibung aktiv voranzutreiben, um die völkerrechtliche und strafrechtliche Ahndung des Verbrechens der Vertreibung zu erreichen. . ."

zitiert nach DOD vom 7. März 1997

Heimat - Gedanken und Erinnerungen

Was und wo ist Heimat? Man sagt, Heimat ist, wo man glücklich ist. Heimat ist, wo die Wurzeln sind. Sind unsere Wurzeln ausgerissen oder in der Erde verblieben? Bei meinem ersten Besuch in der alten Heimat, 49 Jahre nach Flucht und Vertreibung, habe ich es gespürt. Meine Wurzeln sind im Boden unserer Väter haften geblieben. Es war eine so unglaubliche Vertrautheit da, trotz aller schmerzlichen Veränderungen, die im Land stattgefunden haben. Ist es also noch meine Heimat? Heimat ist die unverlierbare Erinnerung an die in der Kindheit erworbenen Vertrautheiten. Wie wahr! Und Erinnerungen kann uns keiner nehmen! E r i n n e r u n g . . . an die in der Kindheit mit Geschwistern erlebte unendliche Bewegungsfreiheit unter weitem Himmel ohne Autolärm und Abgase, - an grüne Weiden und bunte Blumenwiesen, - warten auf den ersten Storch, - an Teiche zum Baden, - an wogende Getreidefelder, - an Wälder mit Maiglöckchen und Leberblümchen, - an Pilze Suchen und Blaubeeren Pflücken, vorwiegend in den Mund, - an den Duft von frischem Heu, - an den Geruch von Pferden und Kühen im Stall, - an Enten- und Gänsegeschnatter, - Hähnekrähen, - Schweinegrunzen und Ferkelquieken, - Reiten auf breiten Pferderücken, - Kuckucks-Rufe, an heiße Sommertage mit starken Gewitter, dann ein Regenbogen, wunderschön, - an Reinbeißen in einen frischgepflückten Apfel, - Wäsche auf der Bleiche, - an ein stolzes Gefühl beim geglückten Manövrieren mit vollbeladenen Heu- und Getreidefuhren, - mit viel Spaß den Heuwender gefahren, - an Vesper auf dem Feld, frisches Schmalzbrot und Fruchtsaft, - Schwalben und Mauersegler schwirren durch die Luft, - auf einem Heukäpps liegen, in den blauen Himmel schauen und den weißen Wolken nachträumen, - Versteckspiel in Getreidehocken, - barfuß über Stoppelfelder, au, au - im August großes Storchentreffen auf der Wiese, - an eisige Winter, - an vor Kälte schmerzende Hände und Füße, - warme Kachelöfen, - Schlittschuhlaufen auf dem Hofteich, - Schneeverwehungen, - Schneemannbauen, - Warten auf das Christkind, - noch schnell ein Gedicht lernen, - Schlittenfahrt mit Schellengeläut, - Heimfahrt unter funkelndem Sternenhimmel.

- "DIE ALTE HEIMAT LEBT IN UNS WEITER" -

Eva Vitzethum
aus Lichtenauer Weihnachtsbrief 1995

Tag der Heimat 1996

Heimat ist Auftrag - Gerechtigkeit unser Ziel

Predigt zum Tag der Heimat in der Rosenkranz-Basilika Berlin
von Pater Lothar Groppe SJ

"Die Wahrheit wird euch freimachen"

Meine lieben Christen!
Im vergangenen Jahr veröffentlichten schlesische Heimatvertriebene zum 50. Jahrestag der Vertreibung eine Anzeige, in der es hieß: "Wir gedenken in tiefer Trauer des Untergangs Schlesiens und seiner 700jährigen Geschichte. Wir gedenken in großer Trauer des qualvollen Leidens und Sterbens hunderttausender Unschuldiger während der Vertreibung und wir gedenken des aufopferungsvollen Abwehrkampfes unserer tapferen Soldaten an der Ostfront. Betet für sie."

Am 47. Tag der Heimat gedenkt der Bund der Vertriebenen natürlich aller Opfer der Vertreibung und Flucht aus dem deutschen Osten, der Tschechoslowakei und dem Südosten Europas. Wir wollen uns aber auch in Dankbarkeit daran erinnern, daß sich katholische deutsche Bischöfe mehrfach an den Alliierten Kontrollrat wandten und gegen die Ausweisungspraktiken protestierten, ohne daß ihr Anliegen auch nur beachtet worden wäre. Am 3. Juli 1946 richteten die deutschen Kardinäle und Erzbischöfe ein Schreiben an den amerikanischen Präsidenten Truman und baten erneut um die Beendigung der grausamen Vertreibung. Doch wie bereits im Herbst 1945 schenkte General Clay den deutschen Bischöfen kein Gehör. Am 15. Juli 1946 teilte er dem Berliner Bischof Kardinal Preysing, dem unerschrockenen Gegner der Nazis, mit, er sei nicht gewillt, die Bittschrift der Bischöfe an den amerikanischen Präsidenten weiterzuleiten. In seinem Brief heißt es wörtlich: *"Die Umsiedlung der betreffenden Deutschen wurde in Potsdam beschlossen als notwendig für die zukünftige Sicherheit Europas . . ."*

Man hat argumentiert, der Verlust eines Viertels unseres Vaterlandes - und wenn man die Gebietsverluste nach dem Ersten Weltkrieg hinzunimmt - eines Drittels Deutschlands seit 1928 - sei der Preis für den von uns begonnenen Krieg. Mit der selben Logik und Konsequenz müßte man - um von den USA ganz zu schweigen - England, Frankreich, Ruß-

land und Polen große Teile ihres Landes wegnehmen, denn sie alle haben seit 1800 weit mehr Kriege geführt als Deutschland. Von den 287 seit 1800 geführten Kriegen liegt England mit 80 Kriegen an der Spitze, dicht gefolgt von Frankreich mit 75 Kriegen. Rußland führte in dieser Zeit 63 und Polen 32 Kriege. Das angeblich kriegslüsterne Deutschland liegt mit 23 Kriegen merklich dahinter.

Politiker und Medienleute mahnen uns seit nunmehr 50 Jahren, den Massenmord von Auschwitz stets im Gedächtnis zu behalten, ihn nicht aus der Erinnerung zu streichen. Nicht weniger darf dies aber von der brutalen millionenfachen Massenvertreibung von Menschen aus ihrer angestammten Heimat gelten, die seit 700 bis 800 Jahren unangefochten deutsches Land war. Nicht weniger einmalig als Auschwitz ist das Massenvertreibungsverbrechen. Und wenn immer wieder an den Massenmord in Auschwitz erinnert wird, dürfen wir nicht verschweigen, daß die Zahl der Opfer bei der Vertreibung nach amtlichen, meist verschwiegenen Angaben, mehr als doppelt so hoch war wie in Auschwitz. Wir dürfen und wollen nicht Verbrechen gegen Verbrechen aufrechnen, aber es dient nicht der Wahrheit und Verständigung, wenn geschichtliche Tatsachen verschwiegen oder gar geleugnet werden. Das Wort der Schrift: *"Die Wahrheit wird euch freimachen"* (Joh. 8, 32), gilt auch für die Geschichtsschreibung.

Wir gedenken jedoch nicht nur unserer Toten, sondern auch unserer verlorenen Heimat. Wenn der Psalmist betet: "Wenn ich dich je vergesse, Jerusalem, dann soll mir die rechte Hand verdorren. Die Zunge soll mir am Gaumen kleben, wenn ich an dich nicht mehr denke . . ." (137, 5 f.), können wir diese Worte sinngemäß auf unsere verlorene Heimat im Osten anwenden.

Wehe den Besiegten!

Die Heimat im Osten - Mitteldeutschland ist nicht Ostdeutschland - und Südosten Europas, wohin Deutsche vor Jahrhunderten gerufen wurden, um das Land zu kultivieren, mußten wir nach dem Willen der Siegermächte in krassem Gegensatz zu geltendem Völkerrecht abtreten. Hier bewahrheitete sich wieder einmal das Wort: *Wehe den Besiegten!*

Es war ein erschreckender Höhepunkt nationaler Würdelosigkeit und zugleich tiefsten Schmerzes für alle Heimatvertriebenen, als unsere Politi-

ker und Parlamentarier die Abtretung uralten deutschen Landes mehrheitlich mit Beifall bedachten. Ein derart schmähliches Verhalten wäre in keinem anderen Land auch nur vorstellbar, am wenigsten in den beiden Ländern, die weit mehr Angriffskriege geführt haben als Deutschland und die Hauptnutznießer unserer Niederlage waren, Polen und Rußland. So wurde unser verstümmeltes Vaterland zum Rumpfdeutschland, wie es Churchill in seinen Memoiren selber nannte, zum kleinsten Deutschland unserer Geschichte mit der größten Bevölkerungsdichte. Wenn dann Politiker behaupten, unser Land sei noch niemals in seiner Geschichte von so vielen befreundeten Ländern umgeben gewesen wie heute, mag dies der heute üblichen political correctness entsprechen, hat aber mit der Wahrheit und Wirklichkeit nichts zu tun. Der damalige deutsche Außenminister behauptete, wir hätten freiwillig auf ein Viertel deutschen Landes verzichtet, so als wäre es sein privates Eigentum, über das er nach Belieben verfügen könne. In schroffem Gegensatz zu ihm erklärte der Bundeskanzler, ohne den Verzicht auf die Oder-Neiße-Gebiete hätten die europäischen Länder und die USA der deutschen Teil-Wiedervereinigung nicht zugestimmt. Ist eine solche Nötigung die Handlungsweise von Freunden?

Polen behauptet, ohne die deutschen Ostgebiete könne es nicht existieren. Dabei hatte Polen nach 1945 ohnehin nichts verloren, was es vor seinem Angriffskrieg gegen das geschwächte Rußland 1921 besessen hatte.

Ein Blick in die Statistik von 1996 zeigt uns, daß auf jetzigem polnischen Gebiet 123,2 und in Rußland, das den nördlichen Teil Ostpreußens an sich gerissen hat, ganze 8,7 Menschen auf einem Quadratkilometer leben, während sich im verstümmelten Rumpfdeutschland 228 Menschen auf einem Quadratkilometer drängen. Zudem strömen seit Jahr und Tag Millionen Ausländer mit fremder Kultur und Religion in unser Land, das inzwischen zu einem multirassischen, multiethnischen Schmelztiegel mit gewaltigem sozialen Sprengstoff wurde. Die "Welt am Sonntag" - gewiß kein Naziblatt - schrieb am 8.4.1995:

"Nicht mehr die Ausländer werden - ob gewollt oder nicht - 'integriert' - sondern umgekehrt. In immer mehr Städten sind die Ausländer längst in der Überzahl. Viele unserer Landsleute fragen sich, ob wir noch Herr im eigenen Haus sind."

Unschuldig am grausamen Geschick

Meine lieben Christen, vielleicht fragt sich der eine oder andere, ob solche Fragen in einen Gottesdienst gehören. Gewiß nicht in einen normalen Sonntagsgottesdienst. Aber da Politiker und Medienleute für gewöhnlich diese Fragen verschweigen oder gar die unabweisbaren Tatsachen leugnen, scheint es mir richtig und notwendig, in einem Gottesdienst zum "Tag der Heimat" auf diese Probleme aufmerksam zu machen, die im Grunde jedermann bekannt sind, die man aber nicht auszusprechen wagt und die für unsere Heimatvertriebenen zur schwärenden Wunde wurden, die nicht heilen will.

In jeder hl. Messe beten wir für die Lebenden und die Toten. Nach dem Beispiel des unlängst seliggesprochenen Berliner Dompropstes *Bernhard Lichtenberg* wollen wir für die Lebenden und Toten hüben wie drüben beten, für unsere Landsleute wie auch die Toten der Länder, die sich einst mit uns im Krieg befanden. Wir wollen den Herrn bitten, er möge das vergossene Blut annehmen zur Sühne für die Sünden und Verbrechen, die durch uns und an uns geschahen. Er möge den Opfertod der Gemordeten zur Saat der Verständigung und des Friedens werden lassen.

Wir haben vorhin das Evangelium von den Emmausjüngern gehört. Was hat es mit unserem Gedenkgottesdienst zu tun? Erinnern wir uns: Der Herr hatte vorausgesagt, daß er in den Tod gehen werde. Hiermit brach für seine Jünger und Anhänger eine ganze Welt zusammen. Zwar hatte der Herr den Seinen gesagt, er werde wieder auferstehen, aber das hatten sie nicht begriffen. Und nun gehen am Ostermorgen zwei seiner Jünger nach Emmaus. Sie begegnen Jesus, ohne ihn zu erkennen. Er fragt sie, warum sie so traurig sind. Da bricht es aus ihnen heraus. Sie hatten gehofft, er werde Israel erlösen. Da beginnt Jesus ihnen, angefangen von den Propheten, darzulegen, warum dies alles so kommen mußte. Vielleicht ist es verwegen, eine Parallele zu ziehen. Der Herr, der Unschuldige, gibt sein Leben hin für uns, um uns von unserer Schuld zu befreien. Er erleidet den furchtbaren Tod am Kreuz, um die Schuld der Welt hinwegzunehmen, sie zu sühnen. Durch sein Leiden, seinen Tod sind wir erlöst. Und er hat seinen Jüngern gesagt, daß der Knecht nicht mehr ist als sein Herr und der Jünger nicht über dem Meister steht. Und irgendwie, in irgendeiner Form müssen alle, die zu den Jüngern Jesu gehören, an seinem Leiden, an seinem Kreuz teilhaben. Wir wissen aus Erfahrung,

daß wir uns das Leid, das Kreuz nicht aussuchen können, daß es uns sehr oft völlig unerwartet trifft. Der Herr hat unseren Landsleuten im Osten und Südosten Europas ein besonders schweres Kreuz auferlegt. Und wir dürfen vielleicht sagen, so wie der Herr unschuldig war an seinem Tod, so waren hunderttausende - insgesamt sind es ja mehr als 3 Millionen - in der überwältigenden Mehrheit unschuldig an ihrem grausamen Geschick. Teilhabe am Kreuz Christi in einer Form, in einer Weise, die sich keiner vor dem furchtbaren Geschehen vorstellen konnte, die niemand Menschen aus eigener Machtvollkommenheit auferlegen darf. Aber wir dürfen selbst in diesem schweren Schicksal noch die Hand des Herrn erkennen. Ich denke, unsere Heimatvertriebenen haben es irgendwie begriffen, als sie 1950 die Charta der Heimatvertriebenen verfaßten, in der sie auf Haß, Rache und Vergeltung verzichteten, obwohl sie genau wußten, was an ihren Angehörigen, was an ihrer Heimat geschehen war, welch unbeschreibliche Greuel sich ereignet hatten. *Und so kam es zu einem der ergreifendsten Dokumente der neueren Geschichte, man darf es eine Sternstunde der Menschheit nennen. Diese Charta der Heimatvertriebenen zeugt von seelischer Größe, die durch den Feuerofen der Läuterung gegangen war.*

Freilich dürfen wir nicht vergessen, daß in der Charta noch etwas anderes steht, was allzuoft verschwiegen wird: Daß Gott den Menschen in seine Heimat gestellt hat, daß Gott ihm die Heimat zu Lehen gegeben hat und daß, wer die Heimat nimmt, einen Menschen im Geiste tötet. Wir dürfen unsere Heimat im Osten nicht vergessen. Erinnern wir uns an das Wort des Psalmisten: "Wenn ich dich je vergesse, Jerusalem, dann soll mir die rechte Hand verdorren."

Da die Vertreibung gegen jegliches Völkerrecht verstieß, zutiefst unmenschlich ist und keine echte Versöhnung zustandekommen läßt, dürfen wir den Anspruch auf unsere verlorengegangene Heimat nicht aufgeben. Schon sehr bald nach der furchtbaren Massenvertreibung sagte Papst Pius XII., der große Freund der Deutschen, die Menschen, die zu Unrecht aus ihrer Heimat vertrieben wurden, sollten wieder in ihre Heimat zurückkehren dürfen.

Die deutschen katholischen Bischöfe erklärten in ihrem Pastoralbrief an die heimatvertriebenen Katholiken anläßlich der 40jährigen Wiederkehr der Charta der Heimatvertriebenen am 5. August 1990: "Alte jüdische

Weisheit sagt: Das Geheimnis der Versöhnung heißt Erinnerung." Versöhnung ist nicht durch Verdrängung historischer Fakten möglich.

Gerade wir Deutschen sind dazu aufgerufen, alles zu tun, damit niemals wieder Unrecht zu Recht erklärt wird. Vertreibung der alteingesessenen Bevölkerung ist eine Verletzung elementarer Menschenrecht, die nicht zu rechtfertigen ist, gleichgültig von wem oder wann sie geschieht. Heimatvertriebene wirken mit der Forderung nach Anerkennung der völkerrechtlichen Gegebenheiten dem Eindruck entgegen, daß sich Verbrechen lohnen: wenn man nur lange genug wartet, werde dieses Unrecht schon zu Recht erklärt. Die grauenhaften Verbrechen bei den "ethnischen Säuberungen" im ehemaligen Jugoslawien, bei denen sich die Greuel in ähnlicher Weise wiederholten wie einst an den Deutschen im Osten und Südosten Europas, legen nahe, daß durch unübersehbare Zeichen die Völker nachdenklich werden und gemeinsam zu Rate gehen, wie die größten Massenvertreibungen der Weltgeschichte wenigstens einigermaßen wiedergutgemacht werden können.

Polnische Bischöfe weisen gern auf ihren Brief zur Versöhnung mit den deutschen Bischöfen vom Herbst 1965 hin. Allerdings schrieben sie nur wenige Monate später, im Hirtenbrief vom 10. Februar 1966: "Wir sind überzeugt, daß wir als Volk dem deutschen Volk durch Jahrhunderte kein politisches, wirtschaftliches Unrecht angetan haben." Nun, wir wissen, daß die historischen Fakten leider ganz anders aussehen.

Frankreich und die Polen

Es dient nicht der Verständigung, wenn polnische Bischöfe 1994 in Stettin und später in Landsberg Dankgottesdienste dafür feiern, daß diese angeblich urpolnischen Gebiete wieder zum polnischen Mutterland zurückgekehrt seien. Ich habe jahrelang in Ostpreußen, Pommern und Schlesien gelebt und weiß, wie Sie alle, daß diese deutsche Ostprovinzen urdeutsch waren. Der englische Premier Lloyd George erklärte 1919 bei den Friedensverhandlungen in Versailles, es sei nicht die Absicht, dem polnischen Volk Gebiete zuzuerkennen, die seit 900 Jahren nicht mehr polnisch gewesen sind. Und US-Präsident Wilson sagte am 7. April 1919: "Das einzige Interesse Frankreichs an Polen besteht in der Schwächung Deutschlands, indem Polen Gebiete zugesprochen werden, auf die

es keinen Anspruch besitzt." Damals ging es lediglich um den polnischen Korridor, nicht um den Verlust des gesamten deutschen Ostens.

Meine lieben Christen, bloße Trauer um die verlorene Heimat führt nicht weiter. **Wir dürfen nicht die Hände in den Schoß legen,** sondern müssen vertrauensvoll in die Zukunft schauen wie einst die Polen, die nach ihrer Teilung 125 Jahre sangen: "Noch ist Polen nicht verloren!" Immer wieder müssen wir daran erinnern, daß der völkerrechtswidrige Landraub keinen ehrlichen, dauerhaften Frieden möglich macht. So besteht hinsichtlich des Münchener Abkommens von 1938 seltene Einmütigkeit darüber, daß dieses von Anfang an nichtig sei. Gilt für den "freiwilligen" Verzicht auf den deutschen Osten etwas anderes? Dabei geht es keineswegs darum, die im deutschen Osten lebenden Polen und Russen zu vertreiben. Es ist genügend Platz dort für Deutsche, Polen und Russen. Wir können gemeinsam in unserer alten Heimat leben und bei allseits gutem Willen könnte sich dieses Zusammenleben segensreich auswirken. Mir scheint, nur dann wird ein dauerhafter Friede in Europa möglich sein.

In der Erklärung der deutschen Bischöfe zur Charta der Heimatvertriebenen heißt es: *"Versöhnung kann nicht durch Verdrängung historischer Fakten erreicht werden."* Kein Volk dieser Erde hat jemals so nachteilig und so unzählige Male seine Schuld aus vergangenen Tagen bekannt wie das deutsche. So kam es, daß im vergangenen Jahr der estnische Präsident Lennart Meri am Tag der Heimat Deutschland als Canossa-Republik bezeichnete. Erst kürzlich äußerten sich hochrangige englische Politiker besorgt über den deutschen Nationalmasochismus. So sagte Lord Marsh vor dem Oberhaus:

"Es ist eine Tatsache, daß die deutsche Paranoia, d. h. Geistesgestörtheit, und das Schuldgefühl über die zwölf fürchterlichen Jahre zwischen 1933 und 1945 bereits übertrieben sind und einen unheilvollen Einfluß auf eine bestimmte Generation gehabt haben. Die Art und Weise, wie manche Deutsche diese Bürde tragen, ja - ich möchte dies nicht als beleidigend aufgefaßt wissen - sich in ihr suhlen, ist nicht gut für Deutschland und somit nicht gut für Europa."

Es geht nicht um Leugnung und Verdrängung vergangener Schuld. Allerdings erfordert die Wahrheit, die eine echte Versöhnung erst möglich macht, daß auch Polen, Russen, Tschechen, Jugoslawen und wer auch

immer in die zahllosen Verbrechen an deutschen Menschen verstrickt ist, vor aller Welt sich zur eigenen Schuld bekennt und gesteht: Auch von unserer Seite wurde himmelschreiendes Unrecht, wurden unvorstellbare Verbrechen begangen. Wir bitten unsere Opfer, wir bitten das deutsche Volk um Vergebung. Dieses Eingeständnis kann und soll uns befähigen, einander die Hände zu reichen und miteinander in eine bessere Zukunft zu gehen. Gemeinsam wollen wir zu unserem himmlischen Vater beten: Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern. Amen.

Informationsschriften:

"Ermland - was ist das?"
kurze Darstellung der Geschichte, Menschen und Bedeutung

"Ostpreußen"
Das Land, die Bevölkerung und ihr Glaube im Laufe der Geschichte

(werden bei unseren Treffen angeboten)

Kommentar zum Zeitgeschehen

Flucht und Vertreibung: Eine Vergangenheit, die nicht vergehen will?

Anmerkungen zur Aufarbeitung und Verdrängung von Unrecht

Die Erinnerung an Flucht und Vertreibung sowie die friedliche Integrations- und Verständigungspolitik der Vertriebenenverbände - wie sie Herbert Czaja in seinem jüngst erschienenen Buch "Unterwegs zum kleinsten Deutschland? Marginalien zu 50 Jahren Ostpolitik (Frankfurt am Main 1996) so pointiert wie gründlich zusammenfaßt - sind seit nunmehr über einem halben Jahrhundert der deutschen Linken ein Ärgernis: Eine Vergangenheit, die nicht vergehen will, dies doch aber endlich sollte - selbstverständlich ohne Gedenktag und ohne Gedenkstätte!

Denn hier fand etwas statt, was angesichts der linksideologischen Entfremdung gegenüber der Geschichte der eigenen Nation nicht nur keinen Platz, sondern in diesem Weltbild immer störend gewirkt hat: Das nach 1945 begangene Unrecht an den Deutschen in der Dimension eines Völkermordes! In der nur noch als pathologisch zu nennenden Geschichts-Karikatur der deutschen Linken gibt es nicht allein die Gleichung, die da schlicht lautet: "Deutsche Soldaten sind Mörder", sondern die Deutschen (die Linksideologisierten natürlich ausgenommen) waren oder sind allesamt Mörder, zumindest potentielle. Nur so ist auch der frenetische Jubel der linken Publizistik um Daniel Goldhagen zu verstehen.

Das ganze Ausmaß des - je nach Interessenlage neurotischen Irrwegs oder der zielgerichteten Denunziation und Geschichtsfälschung der Linken beim Thema "Flucht und Vertreibung" wird nicht nur deutlich, wenn man - wie Herbert Czaja in seinem Buch - auf zeitgeschichtliche Tatsachen verweist. Noch aufschlußreicher erscheint mir ein Vergleich mit ihrer Haltung zu den Palästinenser-Flüchtlingen. Aus einem solchen - durchaus auch auf den Punkt politischer Gegenpolemik gebrachten - Vergleich (denn auf differenzierte Argumentation wird hierzulande nicht mehr gehört) ergeben sich offenbar folgende Schlußfolgerungen: Den vielen Millionen deutscher Flüchtlinge und Vertriebenen wären von unserer Linken Solidarität, Sympathie und Mitleid in Fülle entgegengebracht worden,

- hätten sie nicht auf Gewalt verzichtet, sondern statt dessen jahrzehntelang die Welt mit Terror überzogen;
- hätten sie von Anfang an nach dem Prinzip "Land gegen Frieden" gehandelt;
- hätten sie sich nicht um friedliche und erfolgreiche Integration bemüht, sondern sich von den Vereinten Nationen bis heute mehr oder weniger aushalten zu lassen.

Sich friedlich um Versöhnung zu bemühen und erlittenes Unrecht zu verdrängen war also, nur so kann das Verhalten der deutschen Linken verstanden werden, ein schwerer Fehler! Auch war - was zumindest der Wahrnehmung des Unrechts und die zu erbringende Solidarität betrifft - für unsere Linke offenbar hinderlich, daß es sich um deutsche Flüchtlinge und Vertriebene handelte, ferner, daß hier kein seit jeher fremd

beherrschtes Kolonialgebiet aufgegeben wurde, sondern von Deutschen seit vielen Jahrhunderten kultiviertes und besiedeltes Land. Überdies konnte wohl auch leicht die Dimension des Geschehens übersehen werden: Was sind schon 16 Millionen Flüchtlinge und Vertriebene, was sind nur rund 3 Millionen Tote? Unsere an Lenin, Stalin und Mao geschulten Adepten eines "roten Faschismus" werden über solche "Petitessen" nur müde lächeln - können sie doch auf wahrhaft "asiatische Taten" verweisen, wogegen die von Polen und Tschechen zu verantwortenden (aber tapfer geleugneten und verdrängten) Taten für sie gerade wohl einmal europäisches Mittelmaß erreichten. Und daß die Palästinenser und ihre arabischen Verbündeten dreimal den israelischen Staat mit Krieg zu vernichten suchten, gleichwohl aber "Land gegen Frieden" forderten und erhielten - was zählt das schon bei unserer pazifistischen Linken?

Wir haben in Deutschland eine breite, weit über die Linke hinausreichende veröffentlichte Meinung, für die es bei Thema "Aufarbeitung von Vergangenheit" ganz selbstverständlich war und ist, einerseits sich vehement "gegen das Vergessen" zu wenden, zugleich aber die wenigen Erinnerungsversuche an einen anderen Völkermord als "ewig gestrig" zu diffamieren oder zumindest bestimmte Tatsachen und historische Zusammenhänge zu verschweigen. Selbst die "Deutsch-Tschechische Erklärung" ist dafür in mancher Hinsicht ein problematisches Beispiel. Heißt es doch in der am 21. Januar 1997 unterzeichneten Erklärung: "Beide Seiten sind sich zugleich bewußt, daß der gemeinsame Weg in die Zukunft ein klares Wort zur Vergangenheit erfordert, wobei Ursache und Wirkung in der Abfolge der Geschehnisse nicht verkannt werden dürfen. Die deutsche Seite bekennt sich zur Verantwortung Deutschlands für seine Rolle in seiner historischen Entwicklung, die zum Münchner Abkommen von 1938 .... geführt hat." Daß hier historische Tatsachen auf den Kopf gestellt werden, ist wohl nur daraus zu erklären, daß nun auch amtlich sich die deutsche Geschichte auf den Zeitraum des "Dritten Reiches" zu beschränken hat. Kein Wort daher über das Diktat der "Pariser Vorverträge" von 1919, das gegen jedes vorher vereinbarte Völkerrecht - vor allem das vom USA-Präsidenten Wilson verkündete Selbstbestimmungsrecht - dreieinhalb Millionen Deutsche entgegen ihrem ausdrücklichen Willen in den neu gegründeten tschechoslowakischen Staat zwang und sie einer zwanzigjährigen Diskriminierung auslieferte. Dieser schließlich auch von den Signatarmächten Großbritannien

und USA als unhaltbar erachtete Zustand tschechischer Rechtsverletzungen hat zum Münchner Abkommen geführt. Davon steht in der "Deutsch-Tschechischen Erklärung" kein Wort. Statt dessen übernimmt die deutsche Seite also die alleinige Verantwortung, die zu 1938 führte. Wie aber hieß es nur einen Satz vorher in der Erklärung: "Ursache und Wirkung in der Abfolge der Geschehnisse (dürfen) nicht verkannt werden. . ."?

Erst einer späteren Generation wird es wohl vorbehalten sein, sich angesichts dieser "politisch korrekten" Absurditäten verwundert die Augen zu reiben und kritisch nach der historischen und politischen Verantwortung von Politik, Medien und Wissenschaft zu fragen. Wenn in diesem Land noch so etwas wie ein historisches Bewußtsein vorhanden wäre, könnte sich die Kritik an einer derartigen Geschichtsfälschung - dieses harte Wort ist hier leider angebracht - nicht auf einige professorale Leserbriefe in der FRANKFURTER ALLGEMEINEN beschränken, während sonst von allen Seiten nur Jubel und tiefe Befriedigung über den "Schlußstrich" zu vernehmen ist. Auf die jämmerliche Begriffsakrobatik der Tschechen, um das Wort "Vertreibung" zu vermeiden (von der widerrechtlichen Aneignung des Landes und der Viertelmillion Toten ist ohnehin nicht die Rede), soll hier gar nicht erst eingegangen werden. Auch nicht auf die etwas sublimere Geschichtsfälschung, wenn die deutsche Seite in der Erklärung ebenfalls Verantwortung übernimmt für "Flucht und Vertreibung von Menschen aus dem tschechoslowakischen Grenzgebiet" nach 1938. Zum einen passen diese Begriffe nur sehr eingeschränkt auf jene damaligen Vorgänge, zum anderen - und wichtigeren - soll aber diese Formulierung eine Parallelität sowie vor allem eine Kausalität der Ereignisse nach 1938 und nach 1945 konstruieren und damit die tschechische Seite entlasten. Es ist immerhin anerkennenswert, daß diese hochrangigen deutschen und tschechischen Diplomaten zwei Jahre harter Arbeit in diese Verabschiedung eines "Versuchs, in der Wahrheit zu leben" (Vaclav Havel) investiert haben - wo doch ein kurzer Blick in den PLOETZ oder jede andere international angesehene Geschichtschronik genügt hätte, um sich selbst mit der Unwahrhaftigkeit der ausgehandelten Formulierungen zu konfrontieren.

Der umfassende Rückblick von Herbert Czaja auf fünfzig Jahre deutscher Politik - oder Nichtpolitik - zu Flucht, Vertreibung, Massenmord sowie Aneignung früherer deutscher Gebiete durch Russen, Polen und Tsche-

chen könnte einer späteren Generation reichlich Anschauung vermitteln über Moral und Opportunismus, verbreitete Feigheit und vereinzelte Standhaftigkeit, von Vergessen und Erinnern. Begriffe wie Nation und Geschichtsbewußtsein wollen wir hier erst gar nicht erwähnen, auch nicht die schwierigeren wie Ehrgefühl, Gerechtigkeit oder Menschlichkeit. Alle diese Begriffe - also die dahinter stehenden Werte - sind bekanntermaßen ein Ärgernis für den herrschenden Zeitgeist.

Ein Autor wie Herbert Czaja, der es gegen Ende seines politischen Lebensweges wagt, noch einmal leidenschaftlich an diese Worte zu erinnern - und an vieles andere mehr in seinen allzu bescheiden-ironisch genannten "Marginalien", die tatsächlich ein gigantisches Kompendium einer "Deutschlandpolitik" sind, die noch diesen Namen verdient -, ein solcher Autor wird hierzulande noch lange Unmut erregen. Da ist es gut möglich, daß - gerade wegen ihres intensiveren Verhältnisses zur Geschichte und zu einer gefährdeten nationalen Existenz - noch vor den Deutschen eine jüngere Generation von Polen und Tschechen diese fundamentale zeitgeschichtliche Analyse und Dokumentation eines der mehreren singulären Dramen dieses zu Ende gehenden Jahrhunderts würdigt. Die Alternative war oder wäre allerdings für sie, historisch bewußtlos und weiterhin gefangen im ideologischen Propagandanebel in jenen alten deutschen Landschaften zu existieren. So aber versuchen sie jetzt schon vereinzelt, "in der Wahrheit zu leben" und die deutsche Vergangenheit sowie die Verbrechen an den Deutschen nicht mehr zu leugnen oder zu verdrängen. Fremdes Land kann man sich mit Gewalt aneignen - nicht aber dessen Geschichte und Kultur. Der gemeinsame Weg in die Zukunft erfordert in der Tat von beiden Seiten ein klares Wort zur Vergangenheit - und diese schwierige Vergangenheit beginnt nicht erst 1933 und endet nicht 1945.

Gerhard Schwarz - KK 995/25.01.1997

Deutschlandtreffen der Landsmannschaft Ostpreußen

Ostpreußen lebt: Wiedersehen in Düsseldorf gefeiert

Ganz Düsseldorf stand am Pfingstwochenende im Zeichen des Deutschlandtreffens der Ostpreußen: Große Hinweistafeln markierten den Weg zum Messegelände der Rheinmetropole, wo die Ostpreußen alle drei Jahre zusammenkommen. Tausende von Besuchern, Ostpreußen wie Nichtostpreußen, konnten sich an den zwei sonnigen Maitagen davon überzeugen, daß das Motto des diesjährigen Treffens "Ostpreußen lebt" mehr als ein bloßes Schlagwort war.

Das Deutschlandtreffen 1997 erwies sich als ein lebendiges und buntes Fest. Die Erinnerung an das Vergangene und das Interesse an aktuellen Entwicklungen in den drei heute so unterschiedlichen Teilen Ostpreußens - dem polnischen, russischen und litauischen - prägten die Stimmung.

"Ostpreußen lebt" hieß auch der zentrale Gedanke in der mit großem Applaus aufgenommenen Rede Wilhelm v. Gottbergs, des Sprechers der Landsmannschaft Ostpreußen, während der traditionellen Großkundgebung am Pfingssonntag. "Ostpreußen lebt, das müssen auch die zur Kenntnis nehmen, die immer nur vom ehemaligen oder früheren Ostpreußen oder gar vom untergegangenen Ostpreußen reden", forderte v. Gottberg.

Wer von Ostpreußen in Vergangenheitsform spreche, der bringe eine Geisteshaltung zum Ausdruck, der ein rückwärtsgerichtetes Denken zugrunde liege, das in den Kategorien Vergangenheitsbewältigung und würdeloser Vorleistungspolitik früherer Jahrzehnte stehengeblieben sei, kritisierte der LO-Sprecher und stellte fest: "Tatsache ist, daß mit einer solchen Geisteshaltung eine gesamteuropäische Zukunftsperspektive in Frieden und Freiheit nicht zu erreichen sei".

Auf die Frage, was die Ziele der Vertriebenen in der heutigen Zeit seien, sagte v. Gottberg: "Wir wollen, daß die Versäumnisse der Politik endlich aufgearbeitet werden". In diesem Zusammenhang sprach er an erster Stelle die deutsche Ostpolitik an und verglich sie mit einer Einbahnstraße. Das gegenseitige Geben und Nehmen finde darin keinen Ausdruck. So auch bei den Freundschaftsverträgen, die die Bundesrepublik nach 1989

unterzeichnete: "Den deutschen Vertriebenen wurde so gut wie nichts, den Vertreiberstaaten aber alles zugestanden", so v. Gottberg.

Es erfülle die Vertriebenen mit Bitterkeit, Enttäuschung, Ärger und Politikverdrossenheit, daß ihnen das grundlegende Menschenrecht, das Recht auf die Heimat, vorenthalten werde. "In den Verträgen mit den Nachbarstaaten im Osten, wie auch in der deutsch-tschechischen Deklaration ist für das Recht auf die Heimat wie auch für die Wiedergutmachung individueller Vermögensverluste auch nicht ansatzweise eine Lösung enthalten", stellte v. Gottberg fest.

Wörtlich sagte er: "Bei allen bilateralen Abmachungen mit den Vertreiberstaaten wurden die demokratisch legitimierten Vertreter der Vertriebenen ausgegrenzt. Der Verständigungsprozeß, soweit er bisher vorangetrieben werden konnte, geschah unter Ausschluß der Opfer und Betroffenen". In diesem Zusammenhang verwies v. Gottberg auf das friedenstiftende Wirken der Heimatvertriebenen, darunter das der Ostpreußen, das er als beispiellos in der Menschheitsgeschichte bezeichnete.

Dann setzte sich v. Gottberg mit dem universalistischen Heimatbegriff auseinander, den der tschechische Präsident Vaclav Havel in seiner Rede vor dem Deutschen Bundestag am 24. April vorschlug. Der LO-Sprecher widersprach Havels Vorstellung mit dem Bekenntnis zur Heimat und Individualität. "Eine Politik, die nicht mehr als oberstes Ziel das Recht auf die Würde, die Individualität des einzelnen im Auge hat, sondern sich nur noch europäisch oder weltweit global ausrichtet, wird in der Konsequenz zutiefst inhuman", warnte er.

Die Heimatverbundenheit der Ostpreußen würdigte Wolfgang Bötsch (CSU), Bundesminister für Post- und Telekommunikation, der als Gastredner an der Großkundgebung teilnahm. "Der Deutschlandtag der Ostpreußen zeigt sehr eindrucksvoll, daß weder Krieg und Vertreibung noch fünf Jahrzehnte zeitlicher Abstand vom Ende des Zweiten Weltkrieges etwas daran geändert haben, daß Sie sich zu ihrer Heimat bekennen", sagte der Politiker anerkennend.

Mit klaren Worten bezeichnete er die Vertreibung der Deutschen als ein schweres Unrecht, das sich weder historisch noch völkerrechtlich rechtfertigen lasse. Wolfgang Bötsch: Die Verbrechen, die im Winter 1944/45 begangen wurden (. . .), gehören zu den schwärzesten Seiten der europäi-

schen Geschichte". Erfreulich sei, daß es in den einzelnen Ländern insbesondere in Polen die Bereitschaft gebe, "die dunklen Seiten in der Geschichte aufzuarbeiten und über as Thema Vertreibung offen zu diskutieren".

Der Minister forderte die Vertriebenen auf, die guten Ansätze ihrer bisherigen Arbeit und den Dialog mit den Menschen in Osteuropa fortzuführen. Aber auch Deutschland sei heute noch auf die Leistung der Vertriebenen angewiesen. "Die deutschen Tugenden Mut, Treue, Fleiß und Zuverlässigkeit sind keine Sekundärtugenden. Sie müssen vielmehr wieder stärker in den Mittelpunkt gerückt werden (. . .). Die Heimatvertriebenen haben diese Tugenden hochgehalten. Durch ihre Leistungen haben Sie in den Nachkriegsjahren damit nicht alleine zum wirtschaftlichen Aufschwung, sondern auch zur politischen Stabilität beigetragen", hob der Politiker hervor.

Aber nicht nur die Politik stand auf dem Programm des Deutschlandtreffens 1997. In einem feierlichen Rahmen wurden zur Eröffnung der Veranstaltung die Kulturpreise der LO an den Komponisten Siegfried Matthus und den Maler und Grafiker Otto Schliwinski verliehen. Unter den zahlreichen Gästen konnte LO-Sprecher Wilhelm v. Gottberg die früheren Kulturpreisträger Ruth Geede, Helga Lippelt, Eicke Funk und Heinz Sielmann begrüßen.

Den kulturellen Themen widmeten sich eine Reihe von Ausstellungen, die die Kulturabteilung der LO in einer der Messehallen präsentierte. Ostpreußische Malerei, Grafik, Fotografie und Keramik konnten bewundert werden. Die Düsseldorfer Stiftung Gerhart--Hauptmann-Haus beteiligte sich mit einer Dokumentation über Spätaussiedler "Fremd in der Heimat". Das Ostpreußische Landesmuseum Lüneburg, das Kulturzentrum Ostpreußen Ellingen und zwei Museen aus Königsberg und Memel machten auf ihre Expositionen aufmerksam. Über viele Besucher konnte sich der Stand der JLO freuen. Einen der Hauptanziehungspunkte bildete die Ausstellung "Erhalten und Gestalten" mit Textil-, Töpfer- und Bernsteinarbeiten ostpreußischer Herkunft, vom ostpreußischen Frauenkreis unter der Leitung von Hilde Michalski und der LO-Frauenreferentin Ursula Burwinkel vorbereitet.

KARIN MORAWIETZ (DOD Nr. 22)

Familienkundlicher Beitrag

Die Familien Egloff und Nahser und der Schulzenhof in Rosenwalde

von Werner Lange

Der Schulzenhof in Rosenwalde, Kr. Braunsberg, ist eng mit der Geschichte der Familie meiner Frau (mütterlicherseits) verknüpft. Gleichzeitig liegt auch ein Teil der Wurzeln meiner eigenen mütterlichen Vorfahren in diesem Schulzenhof, denn meine Urgroßmutter **Anna Barbara Nahser** wurde hier geboren. Diese Umstände werden erst dadurch wirklich erstaunlich, wenn man bedenkt, daß wir beide erst nach der Flucht und Vertreibung geboren wurden und sich unsere Mütter vorher nie kennengelernt hatten.

Auf dem Friedhof in Ablach bei Sigmaringen findet sich das Grab der **Catharina Kewitsch**, die eine geborene **Eckloff** war. Sie wurde am 22.11.1876 in Rosenwalde Kr. Braunsberg geboren und ist die Urgroßmutter meiner Frau. Die Schreibweise **Eckloff** ist noch recht jung, denn bereits Catharinas Großvater schrieb sich **Egloff**, manchmal finden sich auch **Eglof** oder **Eggloff.**

Bereits 1486 begegnet uns in dem Bauern **Thewis Eyclaff** aus Rosenwalde der erste "überlieferte" Urahn der Catharina Eckloff, der 1486 "die zwei Hufen des blinden **Thomas** (der wahrscheinlich sein Vater war, wie sich aus dem vorhergehenden Text ergibt) mit dem Inventar (4 Kühe, 2 Pferde), Scharwerk und Zins ab 1492", übernahm. So zitiert Hans Schmauch aus den damaligen Kapitelsakten.[1] **Thies Egloff** wurde also Bauer in Rosenwalde, er saß vermutlich zunächst auf zwei Hufen.

Nachdem bis etwa 1400 die Besiedlung des Ermlandes praktisch abgeschlossen war, kam es von 1454 - 1466 zum 13jährigen Städtekrieg, der die Bevölkerung arg dezimiert hatte. Dazu gesellten sich einige Mißernten und - zu allem Überfluß - auch noch die Pest. So kam es, daß viele Höfe brach lagen und für Bischof und Kapitel keine Einnahmen brachten.

---

[1] Hans Schmauch: "Nicolaus Coppernicus und die Wiederbesiedelungsversuche des ermländischen Domkapitels um 1500"; abgedruckt in ZGAE Bd. 27; hier S. 531

Die Kapitelsadministratoren[2] versuchten das Land neu zu besetzen. Fast in jedem Dorf gab es wüste Höfe, so auch in Rosenwalde. Der blinde Thomas wurde aus seinen Verpflichtungen nur befreit, weil einer seiner minderjährigen Söhne sich verpflichtete, den Hof später zu übernehmen, was dann 1486 geschah. Am 18.02.1500 gelang **Thies Egloff** dann ein sehr wichtiger Schritt: Er wurde Schulz in Rosenwalde und erhielt die obligatorische Schulzenhufe zum halben Zins. Damit war er der "Chef" im Dorf mit allen Pflichten und Rechten. Er war verantwortlich für die Einhaltung der Gesetze, er achtete darauf, daß die Bauern rechtzeitig ihren Zins ablieferten, er schlichtete Streitigkeiten und sprach Recht im Dorf. Für diese Tätigkeit genoß er Vorteile: er zahlte von einer Hufe nur den halben Zins, von ihm verhängte Geldstrafen blieben zur Hälfte in seiner Kasse, sein Ansehen - auch über das Dorf hinaus - wuchs beträchtlich.

Die **Egloffs** blieben über 200 Jahre Schulzen in Rosenwalde, denn es war ein sogenannter Erbschulzenhof, der stets von Sohn zu Sohn gelangte. Die Namen sind mir leider nicht immer bekannt.[3] Greifbar wird erst wieder **Lucas Egloff,** der etwa 1570 geboren wurde. Ihm folgte sein Sohn **Urban Egloff**, der 1637 in Rosenwalde heiratete. Er ist 1660 in den ermländischen Bauernlisten aufgeführt:[4] Er saß auf 2,5 Schulzenhufen (von denen nur der halbe Zins zu zahlen war) und 2,5 Bauernhufen (zusammen über 80 ha). Er hatte zwei Söhne und vier Töchter. Er besaß 3 Pferde, 3 Kühe, 7 Schweine, 20 Gänse und drei Hühner. Für diese Zeit ein großer Hof und natürlich der größte in Rosenwalde. Auf **Urban** folgte etwa 1680 sein Sohn **Benedict Egloff**, der den Hof um 1710 an seine Tochter **Elisabeth** übergab. Mit ihrer Übernahme ist das Ende der Schulzen **Egloff** in Rosenwalde verbunden. Ihr Ehegatte **Martin Wunderlich** (Sohn des Bauern **Michael Wunderlich**) wird ab 1712 in den Kirchenbüchern als Schulz in Rosenwalde vermerkt.

Von etwa 1710 bis 1842 konnte ich in keinem Kirchenbuch der Umgebung den Namen **Egloff** mehr finden und doch blieb die Familie irgend-

[2] Der bekannteste Kapitelsadministrator war von 1517 - 1519 **Nicolaus Copernicus**, siehe dazu auch Schmauch a.a.O.

[3] Sie sind evtl. zu finden in den Kapitelsakten, die zum Teil erhalten geblieben sind und in einem Archiv in Allenstein verwahrt werden.

[4] Triller: Bauernlisten aus dem Fürstbistum Ermland von 1660 und 1688; Münster 1982, Nachdruck von 1937.

wie an Rosenwalde gebunden, denn **Catharina Eckloff** wurde hier 1876 geboren, viele Ihrer Vorfahren stammten aus diesem Ort. Ihr Vater **Franz** arbeitete hier als Hilfskraft, der Großvater **Friedrich Egloff**, vielleicht auch schon der Urgroßvater war Töpfermeister in Mehlsack. Vor 1766 heiratete kein **Egloff** in Mehlsack, auch nicht in Peterswalde. Trotz dieser Lücken bin ich sicher, daß der Töpfermeister **Friedrich Egloff** auf die alte Rosenwalder Schulzenlinie zurückreicht, denn der Name **Egloff** ist sonst in keinem mir bekannten und erhaltenen Kirchenbuch zu finden. In den Bauernlisten ist nur einer - nämlich **Urban Egloff** - aufgeführt. In der nächsten Umgebung sind Kirchenbücher nicht immer lückenlos erhalten geblieben, so wird "unser" **Egloff** immer dort gewesen sein, wo es keine Unterlagen mehr gibt. **Urban Egloff** gehört aber in jedem Fall zu den Vorfahren meiner Frau, denn über eine Seitenlinie gelangte ich nochmals lückenlos zu ihm.

Im an Rosenwalde angrenzenden Kreis Heiligenbeil findet sich der Name häufiger: So ist die Familie seit 1519 in Rehfeld vermerkt. 1539 auch in Heiligenbeil.[5] 1607 wird in Hermsdorf ein **Lorenz Egloff**, der ohne Genehmigung Holz "gehauen und geführet" hat, genannt. In Grunau wohnt 1602/03 ein **Georg Egloff**, in Pr. Bahnau ein **Jacob** und ein **Steffen Egloff**. In Wermten werden ebenfalls 1602 ein **Benedict** und ein **Lorenz Egloff** genannt. In Heiligenbeil selbst erscheinen 1602/06 **Lucas Egloff** d. Ä., **Lorenz Egloff** d. Ä., 1620/21 **Michael Egloff** und auch ein **Tewes Egloff**. In Waltersdorf, Rehfeld und Birkenau findet sich der Name vielfach, u. a. 1708 in Birkenau auch ein **Friedrich Egloff**. Die hier genannten Orte liegen im Kreis Heiligenbeil, etwa 20 bis 30 km nördlich von Rosenwalde, doch verlief die ermländische Grenze zum Herzogtum Preußen dazwischen. Natürlich stellte diese kein großes Hindernis dar, denn man sprach die gleiche Sprache, mußte aber das Glaubensbekenntnis ändern.

In den Königsberger Steuerlisten findet sich der Name erstmals 1586: Der Ratsverwandte Herr **Benedict Eggloff** zahlte für 1 Haus und 1 Speicher Steuern in Höhe von 12 Mark (einer der größten Steuerzahler der Stadt). Auch später finden sich weitere **Egloff** in Königsberg.[6] Im 14.

---

[5] Emil Guttzeit: "Der Kreis Heiligenbeil", S. 302 f

[6] siehe Carl Schulz: "Das Kontributionsregister der Stadt Löbenicht vom Jahre 1586"; 1622 wird in der Alten Thumbgasse in Königsberg ein

Jahrhundert kommt der Name in Königsberg noch nicht vor, vielleicht war die Königsberger Linie aus der Rosenwalder hervorgegangen.

Nach alldem können wir annehmen, daß die Familie **Egloff** im 15. Jahrhundert im Raum zwischen Heilsberg und Mehlsack saß, und daß sie sich von hier aus sowohl im Ermland als auch im Herzogtum Preußen weiter verbreitete. Es ist durchaus anzunehmen, daß die später entstandene "Religionsgrenze" diese Familie in einen evangelischen und einen katholischen Zweig spaltete. Für die Vermutung, daß es sich ursprünglich um eine Familie handelt spricht auch, daß die Vornamen **Tewes**, **Lucas** und **Benedict** in beiden Gebieten zu finden sind. Selbst wenn wir annehmen, daß der Töpfermeister **Friedrich Egloff** oder sein Vater nach der Einverleibung des Ermlandes durch Preußen, aus dem Heilsberger Raum nach Mehlsack gekommen wäre, so bleibt doch die Mutmaßung bestehen, daß er ursprünglich von den Rosenwalder Schulzen abstammte.

Bleibt die Frage, woher jener blinde **Thomas (Egloff)**, der 1481 in Rosenwalde genannt wird, eigentlich kam. 1481 hat sich der Name nochmals in den Kapitelsakten finden lassen. In Engelswalde saß ein **Bertold Ecleff** auch auf zwei Hufen.[7] Er wird wohl ein Bruder des **Thomas** gewesen sein. 1519 wird in Lotterfeld ein "unbrauchbarer" **Andreas Egloff** genannt, der seine vier Hufen an **Merten Scholze** abgeben mußte. Der Name taucht sonst nicht auf, war also wohl im Ermland auf eine Familie beschränkt. Vielleicht ist erst der Vater oder der Großvater des **Thomas Egloff** ins Ermland eingewandert. Auszuschließen ist eine prußische Abstammung, denn der Name kommt aus dem deutschen oder - mit geringer Wahrscheinlichkeit - aus dem slawischen Sprachbereich. Ähnlich klingende prußische Namen gibt es nicht. Für die slawische Herkunft sprächen allenfalls die ersten gefundenen Schreibweisen **Eclaff** oder **Ecleff**. Das Ermland war zwar seit 1466 unter polnische Oberhoheit geraten, doch erfolgte die polnische Zuwanderung sehr langsam und dann eher in die südlichen Landesteile. Auch die Vornamen **Bertold** und **Thewis** sprechen eindeutig gegen polnische Herkunft. **Thewis** (auch

Steuerpflichtiger **Eggloff** erwähnt (APG NF Bd. 4, S. 125); schließlich nennt auch Quassowski (Kartei QU., Bst. T, S. 61) in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts einen Goldschmied **Paul Eckloff.**

[7] Hans Schmauch: "Nicolaus Coppernicus und die Wiederbesiedelungsversuche des ermländischen Domkapitels um 1500"; abgedruckt in ZGAE Bd. 27; hier S. 531

Thewes, später Thys, Thies) ist die Kurzform von **Matthias**, wie sie in Friesland gebräuchlich war. Dies deckt sich auffallend mit der am häufigsten beobachteten Wanderungsbewegung ins Ermland: Von West nach Ost, von Holland und Friesland nach Hamburg und Lübeck und von dort weiter ins Ordensland. Wir liegen also sicher richtig, wenn wir die **Egloff** als aus Deutschland kommende Familie betrachten.

Zwischen Wangen und Isny liegt ein Dorf mit dem Namen **Eglofs**, nach dem auch ein kleines Herrschaftsgebiet benannt war. Vielleicht stammte der "Ur-Egloff" von hier und nahm als seinen Beinamen den Namen seines Herkunftsortes an, um ihn in seiner neuen Heimat zu verbreiten.

Bahlow[8] sieht den Ursprung des Namens im Vornamen **Agilolf** von **Agil** = Schwertspitze. Der Name ist vom 7. Jahrhundert an besonders im alamannischen Raum vertreten. Von hier aus könnten "unsere **Egloffs**" dann nach Norden und später weiter nach Osten gewandert sein. Genannt seien: **Jacob Eglauf**, Bauer im Elsaß, 1291: **Heinrich** dictus **Eglof**, Biberach a.R., 1280; **Henricus Egilolf**, Zinsmann in Überlingen, 1258; **Johann Egloff**, Bauer in Überlingen 1315. Der Name findet sich heute noch vor allem im einstig alamannischen Raum: in Zürich (27 mal), Basel (15 mal), St. Gallen (5 mal).

Doch zurück zum Schulzenhof in Rosenwalde: Wie wir bereits sahen, übernahm zwischen 1709 und 1712 der Schwiegersohn des Benedict Egloff, **Martin Michael Wunderlich**, der am 26.11.1709 in Rosenwalde Elisabeth Egloff geheiratet hatte, den Hof. Der Schulzenhof in Rosenwalde war damit erstmals seit über 200 Jahren nicht mehr mit dem Namen Egloff verbunden. Martin Michael Wunderlich und Elisabeth Egloff hatten einen Sohn Peter, der am 15.02.1723 ins Gymnasium Braunsberg eintrat.[9] Er wird kurzzeitig (um 1759) im Taufregister als Taufpate erwähnt, ist dann im Taufregister Peterswalde jedoch nicht mehr genannt. Seine Mutter, **Elisabeth Wunderlich**, geborene **Egloff**, ist wohl um 1738 gestorben und der Witwer heiratete im Februar 1739 **Gertrud Schmidt**, die Witwe des **Peter Döhring** aus Kirschienen. Als um 1748 **Martin Michael Wunderlich** selbst starb, ging der Schulzenhof in Rosenwalde an Gertrud Schmidts dritten Ehemann **Peter Huhn** über. Er

[8] Bahlow: Deutsches Namenslexikon

[9] Lühr: Die Schüler des Braunsberger Gymnasiums von 1694 - 1776, Braunsberg 1934

stammte aus Kirschienen und war Gertrud Schmidt wohl von dort her bekannt. Doch bereits kurze Zeit später ist auch er verstorben und die Witwe heiratete ein viertes Mal, jetzt den aus Klein Körpen stammenden **Peter Schlesiger** (oo 26.05.1754). Die Familie Schlesiger (auch Schlesier) war bereits seit mindestens 1580 in Klein Körpen ansässig. Als diesmal er Witwer wurde, heiratete er die jüngere **Anna Arendt**, mit der er mehrere Kinder, darunter auch den späteren Schulzen von Rosenwalde, **Franz Schlesiger**, hatte.

1823 wechselte der Name des Schulzen erneut, denn **Franz Schlesiger** war gestorben und seine Witwe Elisabeth heiratete den aus Palten stammenden **Adalbert Lilienthal.** Adalbert Lilienthal verließ Rosenwalde, nachdem er in zweiter Ehe die **Elisabeth Ruhnau**, vermutlich die älteste Tochter des **Michel Ruhnau** aus Rawusen, geheiratet hatte, um einen anderen Hof zu übernehmen. Der Rosenwalder Schulzenhof gelangte - vermutlich durch Verkauf oder Tausch innerhalb der Familie - an **Johannes Nahser**, der aus Rawusen kam und mit **Regina Ruhnau**, einer Schwester der **Elisabeth Ruhnau,** verheiratet war. Bei diesem Übergang spielten wohl familiäre Beziehungen der Nahser zu den Ruhnau, aber auch zu den Lilienthal eine Rolle (Martin Nahser oo 1771 Dorothea Lilienthal, Palten; Martin Nahser war ein Großonkel des Johannes Nahser).

1848 wurde dann hier meine Ururgroßmutter, **Anna Barbara Nahser** geboren. Der Schulzenhof in Rosenwalde blieb dann bis zur Vertreibung im Besitz der Familie **Nahser**.

Neben den in den Fußnoten bereits genannten Quellen wurden folgende Kirchenbücher herangezogen:

Mehlsack	Taufregister	~ 1842-1860
	Trauungsregister	oo 1629-1766
	Totenregister	+ 1688-1806
		+ 1868-1897
Peterswalde	Taufregister	~ 1637-1889
	Trauungsregister	oo 1637-1823

Schulzenhof Rosenwalde, Foto 1978
(Kirchspiel Peterswalde, Kreis Braunsberg, Ostpr.)
1486 - 1710 Familie Egloff
1833 - 1945 Familie Nahser

Solch' Vielfalt an Kleingetier im Bereich der Binnengewässer. Natürlich bot das Haffufer besondere Attraktionen. Im Schilf, hier in Flachwassergräben bauten Stichlinge aus Modder sogar Nester, wo sich wachsames Verhalten der Stuchel beobachten ließ.

Blutegel, welch' Graus, von Badenden gefürchtet, doch manchmal kurativ nützlich. Hirudo medicinalis war der lateinische Name. Und ihn liest der Besucher des im ehemaligen Heilig-Geist-Hospital zu Frauenburg eingerichteten Heilkunde-Museums noch auf alten Apotheker-Gefäßen. Die blutsaugenden Würmer waren Zwitter, begatteten sich jedoch gegenseitig. Sie legten ihre Eier ab in flachen Gewässerböden, wo einige Wochen später dann die Jungen ausschlüpften. Erstaunlich, die Blutegel konnten bis zwanzig Jahre alt werden.

Mücken, Fliegen und Maden, Libellen, Schmetterlinge und Raupen, die verschiedenen Arten, was die Natur einst dem Wanderer so alles zu bieten vermochte!

Insbesondere an Kastanien gab's noch die Maikäfer. Jedes Kind kannte das so einfach gereimte Liedchen: "Maikäfer fliege". Auch die so beliebten Marienkäferchen hatten ihr Liedchen:

> "Septempunktatus bist Du genannt,
> im ganzen Lande wohlbekannt.
> Pünktchen zu zählen eins bis sechs geschwind;
> ob sich das siebte find'?
> Sieh da, oh ja! In der Mitt, hinterm queren Schild und rund,
> tut sich noch das siebte kund.
> Schon fliegst Du fort zum nächsten Ort;
> und suchst Blattläus' immerfort."

Natürlich gab es unter den Insekten auch Schädlinge, ja Überträger von Krankheitskeimen. Der Holzbock, eine Zeckenart, war auch im Ermland gefürchtet, zumal als Überträger verschiedenster Krankheiten. Er drang bei Mensch oder Tier in die Haut, wo er als Knötchen tastbar war und Blut saugte, danach wieder abfiel.

Vergleichsweise waren die etwa 1 cm langen Feuerwanzen, die wegen ihrer dunkelroten Kümmerflügel und den darauf so kontrastierenden schwarzen, runden Flecken so gefährlich ausschauten, ziemlich harmlose Pflanzensauger. Auch diese Insekten lassen sich noch im Kreis Braunsberg finden.

Naturkundlich interessierte Wanderer können so vieles bestaunen und durch Lupe / Brennglas sogar feine Details betrachten.

Als um 1930 ein junger Berliner zu Besuch bei Verwandten nach Frauenburg kam, wurde er geradezu überwältigt von alledem, was er hier kleinzoologisch fand. Es war Gerhard Piekarski. Eigentlich wollte er Medizin studieren, weshalb er sich zur Orthopädischen Klinik begab, zwecks Famulatur. Wegen seines erwachenden Interesses an kleinen und kleinsten Lebewesen nützte er das Kliniklabor zum Mikroskopieren. In der Folgezeit kam Piekarski während weiterer Ferien gern wieder nach Frauenburg, und hier suchte er bald sogar nach Keimen besonderer Krankheiten, so nach den möglichen Erregern der sogenanten Haffkrankheit.

Der junge Piekarski wechselte die Fakultät, studierte fortan Naturkunde, und er erforschte die belebte Kleinstwelt. Er wurde Fachmann auf den Gebieten der Parasitologie und Mikrobiologie. Schließlich wurde Piekarski Professor an der Universität Bonn und erhielt hier den Auftrag, ein Institut für Parasitologie zu errichten.

Piekarskis 1954 im Springer-Verlag herausgekommenes Lehrbuch der Parasitologie und zahlreiche andere Publikationen, all' die darin zu findenden Abbildungen, insbesondere auch die Schilderungen der Entwicklung, ja des Entwicklungskreislaufs von Parasiten zwischen Wirtstieren und Mensch fanden weltweit Beachtung und gelten noch heute als wichtige Nachschlagwerke bei speziellen Fragen, so zu Zoonosen.

Für uns im Ermland aufwachsende junge Leute war es eigentlich selbstverständlich, so viel Kleingetier beobachten zu können und zu benennen. Doch dann, um 1941 tauchte eine Neuigkeit auf, der Kartoffelkäfer, eigentlich ein farblich schönes Geschöpf. Aber es wurde vor diesen Käfern und ihren Larven gewarnt, und zwar wegen Kahlfraßes von Kartoffelblättern. Man erzählte, feindliche Terrorflieger würden die Käfer abwerfen, um vermittels dieser die Kartoffelernten zu schädigen. Also wurde es nötig, die Käfer und ihre Larven einzusammeln. Erkennbar sei

der Käfer an den auf den beiden gelblichen Deckflügeln befindlichen, je fünf schwärzlichen Streifen. Decemlineatus, der Zehnlinling.

Kartoffeln, sie hatten Spanier um 1537 bei Indianern der Anden entdeckt und nach Sevilla gebracht, wo die Pflanzen erstmalig in Europa kultiviert wurden, allerdings ohne daß die Kartoffeln gleich als Nahrungsmittel in Verbreitung kamen.

In Mitteleuropa erfolgte Kartoffelanbau in Notstandsgebieten des Dreißigjährigen Krieges. König Friedrich II. hatte dann zu Beginn des Siebenjährigen Krieges, 1756, für Preußen den Kartoffelanbau sogar angeordnet.

Trotz zunehmender Verbreitung des Kartoffelanbaus, der Decemlineatus blieb noch lange unbekannt, wurde ebenfalls erstmals in Amerika beobachtet und im vorigen Jahrhundert beschrieben. Die Kartoffelkäfer wurden nicht durch Kartoffelversand verbreitet, da sich die Käfer und ihre Larven nicht in die Kartoffelknollen verkriechen, sondern im Erdboden überwintern.

Kartoffelkäfer tauchten merklich also erst während des Zweiten Weltkrieges in Ostpreußen auf, wo sie sich noch nach 1945 hielten. Als wir im Juli 1995 mit Lunaus Reisegesellschaft am Frischen Haff weilten, sahen wir merkwürdigerweise auf der Nehrung, auf Sand des Ostseestrandes nordöstlich von Kahlberg Kartoffelkäfer in riesigen Mengen. Einen von ihnen habe ich gemalt (Abb. 1), ein relativ großes Tierchen und mit deutlichem Dekor auf dem Halsschild.

Vor allem in Getreidefeldern die Korn- und Mohnblumen, auch Kamillen. Besonders erfreuten einst die Kornraden die Wanderer. An den Stielen der Kornrade gabs allerdings oftmals Blattläuse, das Fressen für die lieben Marienkäferchen. (Abb. 2).

Durch die Äckerchemie ist heutzutage vieles verschwunden, sowohl Pflanzen wie auch Kleinlebewesen. Doch abseits der Felder finden sich noch manche Biotope, so bei Frauenburg an Gut Althof zwischen Baude und dem östlich davon hügelumsäumten Tal, das schließlich in die Ebene von Sankau führt. In diesem Biotop sahen wir im Juni 1995 verschiedenartige blühende Pflanzen, diverse Schmetterlinge und anderes, was dort noch frei zu leben vermag. Es bedarf schon einiger Fachkenntnisse, um

beispielsweise all' die Insekten, die sich in Biotopen glücklicherweise noch finden lassen, richtig zu benennen und zu beschreiben.

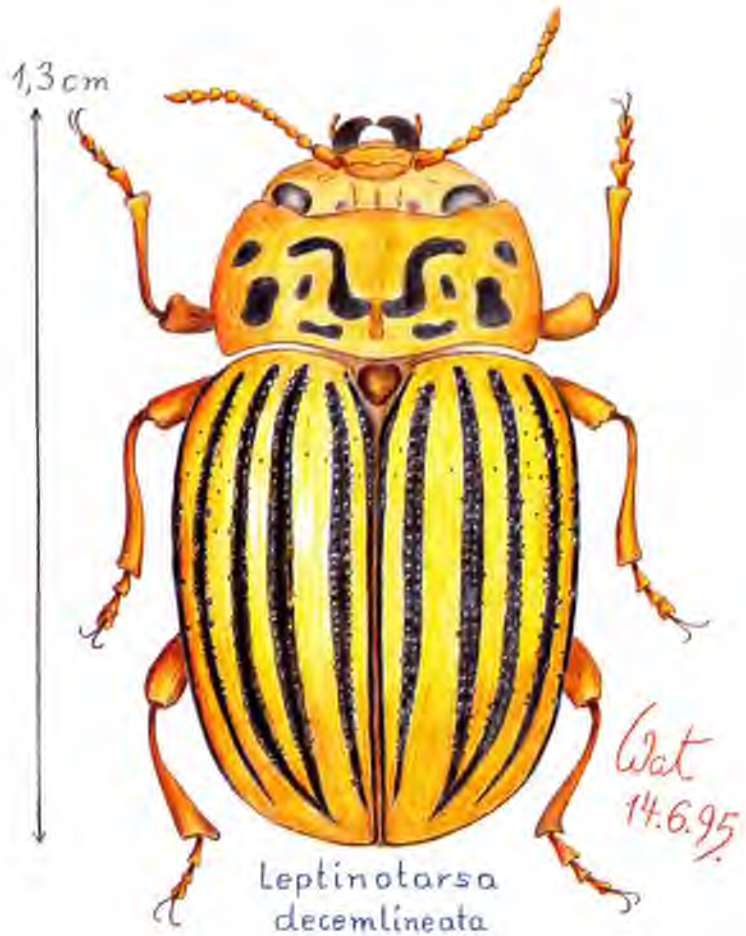


Abbildung 1

Die Pächterin von Gut Althof, Frau Käthe Lau, war bis 1945 eine unterhaltsame Kennerin von Flora und Fauna am Ort. Sie wurde im Februar 1945 von Rotarmisten verschleppt und kam bald zu Tode. Zu ihrem Andenken sollte das Biotop bei Althof nach ihr benannt werden: Lau'sches Biotop.

Abbildung 2

Der Ostseestrand Ostpreußens bietet immer wieder Bernsteine, die insbesondere durch Stürme auf den Sand gespült werden. Die Betrachter suchen nach Einschlüssen, die jedoch relativ selten sind. In Lädchen werden glattgeschliffene Bernsteine angeboten, sogar solche mit eingeschlossenen Insekten, deren Details sich besonders gut mit Lupe beobachten lassen. Touristen finden Verkaufsstellen z. B. im Dombereich Frauenburgs, wo Bernstein mit Einschlußtierchen noch relativ billig zu haben ist. Vor 1945 gab Prof. Andrée, Königsberg, fachkundige Anleitung zum Kennenlernen von Einschlüssen im Bernstein. Heute ist Andrées Buch antiquarisch wieder ziemlich gefragt.

Andere paläonzoologische Dinge bietet bei Frauenburg die an der Haffuferbahn in Richtung Louisenthal sich erhebende Steilküste, und zwar in dortiger Kiesgrube. Hier fanden sich Versteinerungen, so vor allem Donnerkiele. Sie stammen von ausgestorbenen, also fossilen Tintenfischen, den Belemniten. Deren massiv versteinertes, nun gelbrötlich erscheinendes und zylindrisches Rostrum (Spitze) hatte den Namen Donnerkiel erhalten, als man die paläonzoologische Herkunft noch nicht kannte und abergläubisch vermutete, die zylindrisch-geschoßähnlichen Gebilde seien bei Gewitter vom Himmel herabgeschleudert worden.

Schließlich seien noch Flußkrebse und Neunaugen genannt, einst in Baude und Passarge fangbar. Bei dem fischähnlichen Novemoculatus ist die Zahl neun interessant. Bei näherem Hinsehen erweisen sich die sogenannten Augen nämlich als funktionell verschiedenes: sieben seitliche Kie- menöffnungen, eine Nasenöffnung und ein Auge.

1995, auf meine Frage, ob Krebse und Neunaugen heute noch in den Flüssen zu finden seien, erhielt ich dort keine sichere Auskunft, was möglicherweise durch die unzureichende Sprachverständigung zu erklären ist. Jetzt leben in der Frauenburger Gegend überwiegend Nachfahren von Leuten, die nach Kriegsende aus dem fernen Ostpolen ans Haff kamen und hier das ehemals deutsche Eigentum in ihren Besitz nahmen. -

Vielleicht mögen auch ihnen meine naturkundlichen Erinnerungen wenigstens etwas noch dienlich sein?

Anschrift des Verfassers:
Rembert Watermann, Cranachstr. 16, 41466 Neuss

Historische Segelschiffe in Ostpreußen bis 1945

Heute nur noch als Modelle

Was haben Braunsberger mit der Schiffahrt zu tun? Relativ wenig. Aber immerhin: Braunsberg war einmal Hansestadt. In den Speichern an der Passarge wurde Flachs gelagert und exportiert. Ein Speicher hat den 2. Weltkrieg überlebt. Die Passarge und das Haff waren schiffbar, wenn auch nur für Schiffe mit geringem Tiefgang. Braunsberger meiner Generation erinnern sich vermutlich nur an Motorschiffe wie die "Anna", die "Schwalbe", die Braunsberg I/II, mit denen wir (nach der Frühmesse) nach Narmeln fuhren zum Baden in der Ostsee. In Narmeln erwarteten uns die Fischer mit frischgeräucherten Aalen und Flundern. Butterbrote und hart gekochte Eier hatten wir selber mitgebracht. In einer Bretterbude am Strand konnte man Sprudelwasser und Limonade kaufen.

Mit den Händen wurde eine Kuhle gebuddelt, eine "Burg" gebaut, zum Schutz vor dem Wind von der See. Aber der Wind streute uns als besonderes Gewürz feine Sandkörnchen auf die Flundern. Es knirschte immer ein bißchen zwischen den Zähnen.

Wer es etwas komfortabler haben wollte, fuhr nach Kahlberg, entweder mit der "BRAUNSBERG II" oder erst mit der Haffuferbahn, der "Stint", nach Tolkemit und dann mit dem kleinen Dampfer. Dort gab es nicht nur eine Bretterbude, sondern auch Hotels und Restaurants.

Doch nun zu den Schiffen.

Am Ostseestrand der Frischen Nehrung gab es, außer Pillau, keine Häfen. Die Fischerboote, die in der Ostsee hauptsächlich Flundern gefangen hatten, mußten im wahrsten Sinne des Wortes Landen, mußten den schräg aufsteigenden Strand hinaufgezogen werden, so hoch, daß die See sie nicht wieder zurückspülen konnte. Harte Arbeit! Es waren relativ kleine Holzboote von 6 bis 9 Meter Länge, sogenannte **Strand- oder Fischerlommen.** Am Bug (vorne) trugen sie ein kleines, dahinter ein größeres rechteckiges Segel, das durch einen diagonal verlaufenden "Spriet-baum" gespreizt wurde. Ein Seitenschwert, das an der (windabgelegenen) Leeseite gesetzt wurde, verhinderte Abdrift und verbesserte die Kursstabilität. Diese Boote wurden hauptsächlich in Tolkemit gebaut, aber auch im Kirchdorf Zeyer an der unteren Nogat und an der Passargemündung ...

Abbildung 1

quasi auf der Wiese, und die Fischer haben beim Bau geholfen (Abb. 1).

Das Wort "LOMME" bezeichnet eine spezielle Art des Schiffbaus. Es gab kleine und große LOMMEN von 2 bis 20 Meter Länge.

Die kleinste bestand aus nur drei Brettern: Ein Bodenbrett und je eine Planke rechts und links: Die "Entenlomme" so genannt, weil man damit liegenderweise Wildenten jagen konnte (Abb. 2).

Abbildung 2

Die nächst größere, die "Anbinglomm" (Anbindelomme) mit zwei Planken auf jeder Seite war ein Ruderboot, das zum Angeln und Fischen und für kleine Transporte diente (Abb. 3).

Abbildung 3

Die "Schedderlomm" war dreigängig, hatte also drei Planken auf jeder Seite. Sie wurde als Strandboot in der Danziger Bucht benutzt.

Die viergängige "Handlomme" war ein sehr solide gebautes Ruderboot, das für viele Zwecke verwendet wurde, das man auch segeln konnte. Das Boot war gewissermaßen der "VW" der Küstenbewohner, diente auch als kleines Fährboot über den Elbingfluß und über das Pillauer Tief. Große Frachtschiffe zogen es als Bei- und Rettungsboot hinter sich her (Abb. 4).

Abbildung 4

Lommen wurden auch als "Sicken" gebaut. Ein Sicken ist ein Schiff mit einem wasserdurchfluteten Fischkasten, in dem die Fische bis zum Verkauf lebend in ihrem Element blieben. - Man kaufte auf dem Markt doch keinen toten Fisch! . . . außer Salzhering. - Eine ideale Lösung in einer Zeit ohne Kühlschränke. Fischhändler fuhren größere Sickenlommen bis zu 9,5 Meter Länge und 2,2 Meter Breite.

Je größer die Lommen waren, um so mehr Seitenplanken hatten sie. Die großen Lommen mit bis zu 20 Planken auf jeder Seite waren Frachtschiffe mit ein oder zwei Masten. Sie wurden in Tolkemit gebaut. Allen Lommen gemeinsam war ein geringer Tiefgang und die Seitenschwerter. Geringer Tiefgang war Voraussetzung, um auf dem Haff und auf den Flüssen fahren zu können.

"EMILIE", die letzte einmastige Frachtlomme (Abb. 5) und "RICHART", die letzte zweimastige Galeaßlomme (Abb. 5a), haben es im letzten Kriegsjahr noch bis Schleswig Holstein geschafft, waren etwa 60 Jahre im Dienst, mußten dann aber abgewrackt werden. Sie hätten es verdient, in einem Museum zu landen, aber dafür waren keine Mittel vorhanden.

Außer den Lommen gab es auch andere Schiffsarten auf den Haffen. Typisch für das Frische Haff war das "GARNSICKEN" mit seinem schmalen, hohen, rechteckigen Rahsegel. Einige Braunsberger werden sich erinnern, solche Boote in Pfahlbude, Neu- und Altpassarge gesehen zu haben (Abb. 6).

Der "KLOTZKAHN" war ein einfaches, eher plumpes Plattbodenboot, das nur in Uferнähe gesegelt, gestagt oder "gewriggt" wurde. Wriggen - oder wie die Fischer sagten - briggeln ist die Art der Fortbewegung, die bei den Gondeln in Venedig üblich ist (Abb. 7).

Abbildung 6

Abbildung 7

Eine "HAFFYACHT" war nicht etwa ein Luxusschiff für Sportzwecke, sondern ein gut gebautes, schnellsegelndes Transportschiff.

Der öfter gebaute und bewährte "KURISCHE REISEKAHN" war ein behäbiges, großes Plattboden-Frachtschiff mit zwei Seitenschwertern und drei Masten. Es war auf dem Kurischen und Frischen Haff zu Hause.

Abbildung 8

Einmalig und typisch für das Kurische Haff, die Elchniederung und die Kurische Nehrung waren die "KEITEL- oder KURENKÄHNE" mit ihren prächtigen, bunten, holzgeschnitzten Wimpeln an der Mastspitze. Wer einmal in Schwarzort oder Nidden war, hat sie sicherlich gesehen. Heute gibt es vereinzelt Nachbauten und im Freilichtmuseum in Memel und Nidden stehen noch - leider in desolatem Zustand - ein paar Originale (Abb. 8).

In Memel, heute Kleipeda, wurden seetüchtige Fischereischiffe gebaut. Z. B. der kleine und große Memelkutter (Abb. 9/10).

Abbildung 9

Abbildung 10

Nicht vergessen wollen wir die "GROSSE YACHT" des Großen Kurfürsten von Brandenburg, die 1678 in Kolberg gebaut wurde nach Holländischen Muster. Dekoriert mit einer Unmenge vergoldeter Ornamente und Hofdamen, die eine entblößte Brust zeigen, entspricht diese Staatskarosse dem barocken, lebensfrohen höfischen Zeitgeschmack. Mehrere Könige und Fürsten dieser Zeit glaubten, sich ein ähnliches Gefährt dieser Art leisten zu müssen. (Für den Modellbauer war es mühselige Schnitz- und Vergolder-Arbeit). - Moderne Staatsoberhäupter begnügen sich mit einem Jumbo-Jet. - Das Schiff ist selten zu repräsentativen Zwecken benutzt worden, seine Kanonen haben nur selten Salut geschossen. Mehrere Jahre lag die Yacht in Pillau als Wachschiff. Pillau war seinerzeit FESTUNG Pillau (Abb. 11).

Abbildung 11

Interessant sind auch die ersten Dampf-Schiffe, Seitenraddampfer, die Ende des 19. Jahrhunderts zwischen Königsberg und Elbing verkehrten, Fracht und Passagiere beförderten.
Die ersten Dampfer, die trotz Dampfmaschine noch volle Besegelung trugen, hießen "COPERNICUS" und "ANNA-HENRIETTE" (Abb. 12/13).

↑ Abbildung 12

Abbildung 13 ↓

Im Stadtwappen von Danzig ist uns aus dem Jahre 1298 (?) die Urform einer Kogge überliefert, die nur annähernd rekonstruiert werden konnte. Wrack-Funde an anderer Stelle aus der gleichen Zeit belegen: So muß die Kogge ausgesehen haben (Abb. 14).

Abbildung 14

Alle genannten Schiffe existieren natürlich längst nicht mehr. Holzschiffe haben eine durchschnittliche Lebensdauer von 60 Jahren. Aber es gibt genügend Unterlagen, nach denen Rekonstruktionen möglich sind.
Auf diesem Gebiet hat sich Herr Gerhard Salemke aus Elbing große Verdienste erworben. Er war technischer Zeichner bei der Schichau-Werft in Elbing. Von Jugend an hat er alles gesammelt, vermessen, registriert, was an Unterlagen über Ostpreußische Schiffe erreichbar war. Es war und ist seine große Passion.
Ihm haben wir zu verdanken, daß wir heute naturgetreue Modelle aus dieser Region und verganenen Zeiten bauen und somit der Vergessenheit entreißen können.
Es gibt kaum eine Fachfrage, die er nicht beantworten kann. Wir Modellbauer nennen ihn deshalb liebevoll: "SALI, das lebende Lexikon.

DANKE, SALI !

Dr. Hans Burchert

Larrey
- Chefchirurg der napoleonischen Armee -
in Ostpreußen

Was zog oder trieb den Korsen Napoleon 1807 und nochmals 1812 ins ferne Ostpreußen? In des Kaisers großer Armee befand sich ein aus Südfrankreich stammender Chirurg, Jean Dominique Larrey, 1766 im Departement des Haute-Pyrénees geboren. Seine tagebuchähnlichen Memoiren berichten über Napoleons Feldzüge aus ärztlicher Sicht.

Nach dem Zweiten Weltkrieg hat der in Leverkusen lebende Schriftsteller, Max Horndasch (1879-1967), über Humanität geschichtlich nachgedacht. 1948 veröffentlichte er zwei Werke, so eine Biographie über die Krankenpflegerin Florence Nightingale (1820 in Florenz geboren). Sie hat ihr Fach bei den Diakonissen in Kaiserswerth erlernt und bewährte sich dann bald während des Krimkrieges in der Pflege von Verwundeten und Kranken, insbesondere von Seuchenkranken.

Horndaschs zweite Publikation ist eine Biographie über Larrey. Im Anhang des Buches findet sich zahlreiche Literatur aufgelistet. In Ergänzung dazu seien hier noch Publikationen des praktischen Arztes, Dr. H. Werner genannt, insbesondere schließlich die 1885 im Enke-Verlag erschienene Lebensbeschreibung über Larrey. Was uns hier interessiert, sind die Kapitel der beiden Bücher über Larrey in Ostpreußen.

Am 07./08. Februar 1807 fand bei eisigem Winterwetter die Schlacht bei Preußisch-Eylau statt, in deren Folge Larrey zahlreiche Verwundete zu behandeln hatte, so amputierte er an die 200 beschädigte Gliedmaßen. Und es waren russische Truppen nach Ostpreußen gekommen. Die verschiedensten Truppen sammelten sich an der Alle zu neuen Kämpfen. Am 10. Juni 1807 kam es zur Schlacht bei Heilsberg, nach der sich die Russen in Richtung Friedland zurückzogen, bei welchem Ort es am 14. Juni zur nächsten und großen Schlacht kam, mit tausenden an Gefallenen und mit vielen Verwundeten. Mit den Schrecken des Krieges konnte es so nicht weitergehen, und es trafen sich schließlich Kaiser Napoleon, der russische Zar und der König von Preußen auf dem Memelfluß bei Tilsit zur Friedensregelung. Eigentlich erschien nun nach all den Toten, Verwundeten und nach den Leiden auch der Zivilbevölkerung die Grenze an Memel bzw. Njemen als friedensgesichert.

Doch schon wenige Jahre später versammelte Napoleon an den Ostgrenzen Preußens und Österreichs nun riesige Heere; zunächst unklar, warum? In die Heeresgruppen waren außer Franzosen und Südländern auch zahlreiche Preußen, Österreicher, Polen und Leute verschiedenster anderer Länder, so Rheinländer und Westfalen einberufen.

Larrey wird 1812 von Napoleon zum 'Chirurgien en chef de la Grande armée' ernannt.

Anfang Juni 1812 sickert es bei den sich sammelnden Heeresgruppen durch, Ziel sei ein großer, angeblich das lateinische Abendland rettender Ostfeldzug. Und dann, am 24. Juni, überschreitet die Hauptheeresgruppe den Njemen in Richtung Osten. Truppen des Donau-Kaiserreiches im Süden und preußische Truppen im Norden übernehmen die Sicherung der Seitenflügel der Grande Armee. Angesichts der angreifenden Massen leisten die Truppen des Zaren zunächst hinhaltenden Widerstand und ziehen sich bis hinter Moskau und in Richtung St. Petersburg zurück. Der weitere Verlauf des großen Rußlandfeldzuges ist noch heute Europäern schon aus dem Geschichtsunterricht bekannt.

Larrey war vom Übergang der Hauptheeresgruppe über den Njemen an dabei. Und er beschrieb in seinen Erinnerungen die Strapazen, all die Leiden und Entbehrungen, und als Chirurg besonders natürlich Verwundete und Lazarette. Schließlich lesen wir bei Larrey auch über den verlustreichen Rückzug der anfänglich so großen Armee, und bis Ostpreußen hin. Große Mühen auch um den sorgsamen Rücktransport der zahlreichen Verwundeten. So viele Erfrierungen.

Mitte Dezember 1812, fast sechs Monate nach dem Übersetzen über den Njemen in Richtung Ost, erlebt Larrey nochmals einen Übergang über den Njemen, diesmal auf dem Rückweg der Reste der großen Armee in Richtung Ostpreußen. Etwa 3.000 Mann, wie Larrey feststellte, fast alle aus den Südgegenden Frankreichs stammend, hatten den Zusammenbruch des Hauptheeres in Rußland leidlich gut überstanden, angeführt insbesondere vom ehemaligen Stiefsohn Napoleons, Eugen Beauharnais. Am Njemen noch hatten sie versucht, den Übergang der rückkehrenden Truppenreste über die letzte und gedrängelt volle Brücke zu sichern, unter Bedrohung durch ständige Angriffe von Kosaken.

Als Larrey in der Nacht zum 22. Dezember in Königsberg eintraf, fanden sich hier bereits rund 10.000 Kranke und Verwundete, einquartiert außer in Lazaretten auch in Bürgerhäusern. Tags darauf erkrankte auch Larrey an einer typhusähnlichen Seuche. In Königsberg einquartiert im Hause Jacobi wird Larrey von seinem zivilen Wirt fürsorglich und mit ostpreussischen Heilmitteln gepflegt, was Larrey dankbar lobt.

In Ostpreußen herrschte starker Frost, auf dem Haff Eis; rettendes Eis! Viele Verwundete wurden nun auf Schlitten von Königsberg übers Haff sorgsam und eilig nach Elbing bzw. zur damals französischen Festung Danzig transportiert.

Am 30. Dezember 1812 kam es zur Konvention von Tauroggen, dem so fragwürdig eigenmächtig abgeschlossenen Neutralitätsvertrag zwischen dem preußischen General York von Wartenburg und dem russischen General von Diebitsch. Dieser Vertrag gewährte den napoleonischen Truppen zwar den schnellen Abzug aus Ostpreußen, leitete jedoch den Abfall Preußens vom Bündnis mit Napoleon ein.

Larrey selbst, eben leidlich vom Fieber genesen und noch schwach, verläßt mit Resten marschfähiger Truppen Königsberg am 02. Januar 1913, ritt über die noch offene preußische Hauptstraße von Königsberg über Braunsberg und Frauenburg in Richtung Elbing. Auf dem Weg durch Frauenburg erinnert sich Larrey an Copernicus, der einst am Ort als Domherr, Arzt und Astronom gewirkt hat. Larrey schaut hinauf zu dem am Dom in einem Festungsturm gelegenen Observatorium des Copernicus, doch der Chefchirurg ist zu schwach zu einem Abstecher auf den Domberg hinauf, zwecks Besichtigung. Zudem drängt ihn der Marschbefehl zur Eile, denn er war zu einer Besprechung des Generalstabes ins Hauptquartier nach Elbing befohlen.

Horndasch hat in seinem Buch von 1948 das Lob Larreys für die preußischen Einwohner zitiert, die sogar den französischen Verwundeten und Kranken fürsorglich Hilfe leisteten: "Fast alle unsere Kranken wurden den Ärzten des Landes anvertraut, und sie erwiesen sich unseres Vertrauens wirklich würdig. Wir haben die Sorgsamkeit zu loben, mit der man unsere Kranken betreut hat. Nirgends hatten unsere Kranken bessere Lebensmittel, kräftigere Getränke und wertvollere Arzneimittel erhalten."

Larrey hat interessanterweise auch einen physisch/psychischen Vergleich aufgeschrieben, und zwar hinsichtlich der Widerstandsfähigkeit bzw. Ausdauer von Soldaten insbesondere bei größerer Kälte. Der Südländer Larrey war erstaunt darüber, daß wider alle Erwartungen auffallend Soldaten südländischer Herkunft die Kälte und Strapazen Rußlands besser durchstanden als die Soldaten aus nördlichen feuchten Ländern, Menschen eigentlich für die Kältestrapazen Rußlands als natürlich besser geeignet galten. So seien im Ostfeldzug von einem etwa 1.800 Mann starken Regiment aus Holland fast alle Soldaten in den Kältestrapazen umgekommen.

Die offensichtlich größere Widerstandskraft der Menschen südländischer Herkunft führte Larrey auf die bessere Blutzirkulation im Körper, auf das sanguinische Temperament zurück, welches sich günstig auf die Lebenskräfte auswirke. Vergleichsweise würde die phlegmatische Blutzirkulation bei den Soldaten aus kälteren nördlichen Ländern eine geringere Widerstandsfähigkeit gegen die Kältestrapazen in Rußland bedingen. - Nun, das war die relativ positive Sicht des Südländers Larrey über seine südländischen Kriegskameraden! Auch ist die psychologische Situation der Mitteleuropäer während des napoleonischen Rußlandfeldzuges mitzubedenken. Möglicherweise waren sie während des schrecklichen Feldzuges nur geteilten Herzens engagiert, fühlten sich zwischen den beiden Fremdmächten, der des französischen Kaisers und der des russischen Zaren zum Soldatsein nur eingezwungen. Daß eine gute Blutzirkulation bei frostigem Wetter große Bedeutung hat, ist den ehemaligen Frontsoldaten der Winterjahre 1941/45 im Osten allerdings noch gut bekannt. Sie hatten erfahren müssen, dicke Socken oder Fußlappen drückten in den Stiefeln oder Schuhen auf die Füße und führten hier zu Mangeldurchblutungen. Bei langzeitigem Verweilen im Frost kam es gerade an blassen Druckstellen der Füße zu Frostschäden, ja zu Erfrierungen verschiedenen Grades.

Als ich selbst während des letzten Kriegswinters als junger Soldat im Osten im Erdkampf zum Einsatz kam, haben wir den nachteiligen Druck dicker Textilien in den nun zu engen Schuhen an den Füßen kennnlernen müssen. Deshalb hatte auch ich während des wochenlangen Aufenthaltes im kalten Winterwetter schließlich das Oberleder der Schuhe an der rechten bzw. linken Außenseite des Vorderfußes mit dem Messer aufgeschnitten, zwecks Druckentlastung. Bald kam es wieder zur besseren

Durchblutung, und es machten sich kaum noch Frostschäden bemerkbar. Und das Schuhaufschneiden hatte dann sogar noch folgendes Gute: Als wir in Gefangenschaft geraten waren und dort die schlechtbeschuhten sowjetischen Soldaten ihren Gefangenen deren anscheinend bessere Lederschuhe raubten, verzichteten die Rotarmisten auf alle angeschnittenen Schuhe, beließen fast nur diese den Gefangenen.

R.A.Watermann, Cranachstr. 16, 41466 Neuss

Die Kreisgemeinschaft dankt allen, die mit ihrer Spende eine weitere Herausgabe des Heimatbriefes ermöglicht haben. Helfen Sie uns auch weiterhin und tragen Sie dazu bei, daß die Erinnerung an unsere Heimat wachgehalten wird.

Auch unsere Landsleute in der Heimat rechnen mit unserer solidarischen Hilfe und Unterstützung.

Für Ihre Einzahlung/Überweisung benutzen Sie bitte das beiliegende Formular. Es gilt für alle Sparkassen, Banken und Postämter. Sie können auch neutrale Vordrucke verwenden.

Unsere Spendenkonten:

Kreisgemeinschaft Braunsberg (Ostpreußen) e.V., Münster

Nr. 367 698	**BLZ 400 501 50**	**Stadtsparkasse Münster**
Nr. 60177-609	**BLZ 500 100 60**	**Postbank Frankfurt a.M.**

Für Beträge über 100,-- DM stellen wir gerne Spendenbescheinigungen für das Finanzamt aus.

Neue Kläranlage in Braunsberg in Betrieb

Durch die Bombenangriffe auf die Stadt am Ende des letzten Krieges (1945) hatte auch die Kanalisation und Kläranlage erheblich Schaden genommen. Die letzte Abwasser- und Kläranlage war 1935 entstanden und mußte ihren Dienst auch fortan - so gut es ging - leisten.

Bedauerlicherweise konnten Reparaturen nicht ausgeführt und Neubauten an das alte System nicht angeschlossen werden. Dies wiederum hatte verheerende Folgen für Natur und Umwelt.

1994 waren die Vorbereitungen für eine neue Kläranlage soweit gediehen, daß ein Neubau in greifbare Nähe gerückt war.

Die Stadt hatte zur Durchführung dieses Projektes einen eigenen Abwasserverband mit dem Namen "Passarge" gegründet, der sich um die Verwirklichung einschließlich der Finanzierung kümmern sollte. Das finanzielle Gesamtvolumen lag bei 2,5 Millionen DM.

Im Mai 1994 bat der Abwasserverband die Kreisgemeinschaft um ideelle Unterstützung und Befürwortung eines Antrages auf finanzielle Unterstützung bei der deutsch/polnischen Stiftung in Warschau. Wir haben dieses getan, weil der Bau der Kläranlage eine Voraussetzung zur Wiederherstellung eines ökologischen Gleichgewichts in dieser Region darstellte. Viele Besucher haben in den Jahren davor die Passarge als eine stinkende Kloake erlebt. Hier galt es ein Zeichen zu setzen.

Bedauerlicherweise erfuhren wir Ende 1995, daß dem Antrag der Stadt auf Bezuschussung durch die genannte Stiftung nicht entsprochen werden konnte. Offensichtlich war der Finanzierungsrahmen zu groß, so daß für kleinere Projekte nichts mehr übrig geblieben wäre. Dennoch haben wir uns Anfang 1996 nochmals direkt an die Stiftung in Warschau gewandt, was leider auch ohne Erfolg blieb.

Ungeachtet einer deutlichen Finanzierungslücke hat die Stadt das Bauvorhaben durchgeführt und erfolgreich abgeschlossen.

Zur Einweihung der Kläranlage am 18.10.1996 hatte die Stadt Braunsberg zwei Vertreter der Kreisgemeinschaft eingeladen.

Wydanie dla Elbląga, Żuław, Powiśla i Warmii
DZIENNIK BAŁTYCKI
Sobota, Niedziela

Ostsee-Zeitung - 19./20. Oktober 1996

Braunsberg investiert in Umweltschutz

Magnolien bei der Kläranlage

In Braunsberg wurde eine neue Kläranlage eröffnet. Die mechanisch-biologische Kläranlage kann in 24 Stunden 12 Tausend Kubikmeter Abwässer aufnehmen. Sie wird damit den Anforderungen der Stadt Braunsberg für einen Zeitraum von 30 Jahren gerecht. Das Objekt wuchs aus der Erde im nördlichen Teil der Stadt. Die Kläranlage bedeckt eine Fläche von 1,37 Hektar.

Der Bürgermeister der Stadt Braunsberg, Tadeusz Kopacz, erwähnte, daß einige Bürger Braunsbergs den Bau der Kläranlage, welcher von dem Ingenieurbüro SETO in Lodz geplant und betreut wurde, verhindern wollten, und das Projekt wegen der hohen Investitionskosten in Frage stellten.

Nach zweijähriger Bauzeit durch die Firma "Budirol" aus Braunsberg fließen die privaten, gewerblichen und sanitären Abwässer in die neue Kläranlage, und werden dort mechanisch und biologisch gereinigt. Der Bodensatz wird entwässert und anschießend auf die Mülldeponie gebracht, wo er einer sauerstoffarmen Gärung unterzogen wird. Das dabei entstehende Bio-Gas wird dem städtischen Fernheizwerk zugeführt und dort weitergenutzt.

Die Gesamtkosten der Investition betrugen 10.5 Millionen Zl. An der Finanzierung beteiligten sich das Amt für Umweltschutz und Wasserwirtschaft in Warschau und bei der Wojewodschaft in Elbing, die Stadt Braunsberg, der Abwasserverband "Pasleka" und das städt. Wasserwerk von Braunsberg.

Der Vize-Wojewode von Elbing stellte in seiner Begrüßungsansprache fest, daß in den letzten Jahren große Fortschritte beim Umweltschutz gemacht wurden und viele Kläranlagen neu entstanden sind. Braunsberg war der letzte Bereich am Frischen Haff, welcher bisher keine Kläranlage nach den neuesten Erkenntnissen besaß.

(SW)

Bildunterschrift: *Besucher der Kläranlage beobachten sehr aufmerksam den Durchlauf der Abwässer.*

NASZ Tygo-dnik GAZETA BRANIEWSKA
FROMBORK ◇ BRANIEWO ◇ PIENIĘŻNO
ORNETA - MŁYNARY - LELKOWO - PŁOSKINIA - WILCZĘTA

Braunsberger Zeitung - 25. Oktober 1996

Eröffnung der Kläranlage in Braunsberg Vorbild für andere

"Diese Investition erfolgte tatsächlich sehr wirksam. Sie kann anderen Kapitalanlegern als Vorbild dienen" - sagte der Vorsitzende für Umweltschutz bei der Wojewodschaft Elbing, Tadeusz Jagodzinski, während der Eröffnungsfeier Freitag, den 18. Oktober 1996.

Kapitalnehmer für die Kläranlage ist die Selbstverwaltung Braunsbergs.

Diese Feier vereinigte eine ganze Reihe von Persönlichkeiten der Wojewodschaft, der Stadt sowie geladene Gäste.

Der Bürgermeister der Stadt Braunsberg, Tadeusz Kopacz, begrüßte sie alle: den Vize-Wojewoden aus Elbing, Tadeusz Konarzycki, sowie Repräsentanten des Militärs, der Polizei, von Grenzschutz, Umweltschutz, Wärmeenergie und Wasserwerk, die Direktorin der Brauerei sowie die Vertreter der Banken, die Ingenieure und Bauleute der Kläranlage, die Bürgermeister aus Frauenburg und Tolkemit sowie die ehemaligen Einwohner Braunsbergs, Herrn Gerhard Steffen und Manfred Ruhnau. - "Diese Besucher aus Münster möchte ich besonders herzlich begrüßen, weil sie sich als Freunde unserer Stadt besonders verdient gemacht haben", betonte der Bürgermeister Tadeusz Kopacz. Er begrüßte auch den Propst der St. Antonius Kirche.

Dann forderte der Bürgermeister die Vertreter der Stadt, der Wojewodschaft und des Amtes für Umweltschutz auf, einige Magnoliensträucher zu pflanzen, denn das ganze Gelände an der Kläranlage wird einmal mit Silberfichten, serbischen Fichten, Lebensbäumen, Rhododendron und Birken bepflanzt werden.

Die Anlage wird nicht nur Kläranlage, sondern auch ein kleiner Ziergarten sein; das erfordert die moderne Technologie.

W

Das Medizinische Zentrum in Frauenburg

Die GAZETA BRANIEWSKA (Braunsberger Zeitung) brachte in ihrer Ausgabe vom 25. April 1997 einen ausführlichen Bericht über das neu entstandene Medizinische Zentrum in Frauenburg, welches für Stadt und Gemeinde eine segensreiche Arbeit leistet. - Die Inneneinrichtung des Neubaus bezuschußte die deutsch/polnische Stiftung auf Befürwortung unseres Kreisvertreters mit dem ansehnlichen Betrag von rund 70.000 DM. Hierfür wurde dem Kreisvertreter im Oktober des vergangenen Jahres von dem Bürgermeister der Stadt Frauenburg eine Dankesurkunde und eine Copernicus-Medaille überreicht. Bei seinem jüngsten Besuch im April 1997 konnte nun Herr Steffen die Einrichtung persönlich besichtigen.

Die ärztliche Betreuung und Versorgung der gesamten Bevölkerung von Stadt und Gemeinde Frauenburg geschieht zentral von diesem Gesundheitszentrum aus. Es ist eine kommunale Einrichtung. Freipraktizierende Ärzte gibt es in Frauenburg nicht. Die Einwohnerzahl liegt bei ca. 2.700 in der Stadt und ca. 1.300 auf dem Land. Von den mehr als 4.000 Menschen sind etwa 1/4 Kinder unter 14 Jahren. Die Zahl der Jugendlichen von 15 - 19 Jahren wird mit 245 angegeben.

Das Gesundheitszentrum wird von der Ärztin Jolanta Sadocha bereits seit 1990 geleitet. Da die räumlichen und medizinischen Verhältnisse anfangs unzureichend waren, mußte an einen Ausbau oder Neubau, der alle medizinischen Dienste umfassen sollte, gedacht werden. Die Stadt entschied sich für einen Neubau und errichtete diesen an der Straße nach Mühlhausen (ul. Mlynarska 4), der alle medizinischen Dienste umfassen sollte. Um auch die Inneneinrichtung optimal gestalten zu können, wandte sich der Bürgermeister 1995 an die Kreisgemeinschaft und bat um Befürwortung eines Antrages bei der deutsch/polnischen Stiftung in Warschau. Er wies darauf hin, daß dieses Zentrum auch den zahlreichen Besuchern und Gästen der Stadt des Copernicus mit seinem historischen Dom und des Bistums Ermland zur Verfügung stehen wird.

Anträge polnischer Stellen bei der deutsch/polnischen Stiftung bedürfen einer Befürwortung durch einen deutschen Partner. Auf Grund unserer Befürwortung kam es dann zu der bereits erwähnten Zuschußgewährung. Inzwischen ist die Baumaßnahme im wesentlichen abgeschlossen.

Im Erdgeschoß sind die Praxis- und Behandlungsräume untergebracht. Im Obergeschoß befinden sich die Wohnungen für die Ärzte und deren Familien. Zur Zeit wird noch an einem Anbau gearbeitet, in dem orthopädische Therapieräume eingerichtet werden sollen.

In dem Gesundheitszentrum arbeiten täglich drei Ärzte. Ein Internist, ein Kinderarzt und ein Zahnarzt. An einem Tag der Woche hält zusätzlich ein Frauenarzt dort seine Sprechstunde. Neben den Ärzten werden fünf Krankenschwestern, eine Zahnarzthelferin, eine Verwaltungsangestellte, eine Raumpflegerin und ein Kraftfahrer beschäftigt. Das Gesundheitszentrum wird täglich von ca. 60 Patienten aufgesucht. Die Zahl der Rat- und Hilfesuchenden steigt mitunter auf über 100 Personen am Tag. Neben der ambulanten Behandlung machen die Ärzte auch Hausbesuche. Die Kinderärztin ist außerdem zuständig für allgemeine Impfungen, sowie Vorsorgeuntersuchungen bei den 2-, 4-, 6-, 10- und 14jährigen Kindern. Die Krankenschwestern übernehmen zusätzlich die Betreuung und Pflege von Schwerkranken und Pflegebedürftigen sowie Säuglingen zu Hause. 1996 hat es 60 Geburten gegeben.

Das neuerstandene Gesundheitszentrum in Frauenburg ist eine vorbildliche Einrichtung, die allen Bewohnern und Hilfesuchenden offen steht.

Langwalde - Einige heimatverbundene Landsleute haben es fertig gebracht, ein zweites Buch über das Kirchspiel drucken zu lassen. Es verbindet die Entstehungsgeschichte, das Leben in der Kindheit, die Tragödie am Ende des Krieges und die Gegenwart.
'Geschichte bleibt nicht stehen. Erst wenn das Alte aufgearbeitet und hineingenommen wird in die Gegenwart, kann fruchtbringendes für die Zukunft wachsen. Mit den Verantwortlichen von heute haben die Langwalder den richtigen Schritt getan.
Möge diese gute Zusammenarbeit sich fortsetzen, auf daß die Bewohner von einst und jetzt zum Wohle des Kirchspiels und der einzelnen Dörfer und Gehöfte in Verantwortung vor Gottes Schöpfung und in der Tradition der vorausgegangenen Geschlechter ihr Leben in gegenseitiger Achtung gestalten.' Dies schrieb unser Kreisvertreter als Vorwort in das zweite Langwalder Buch (Bezugsmöglichkeit siehe am Schluß dieses Heimatbriefes).

Zwei leibliche Schwestern aus Langwalde - heute als Klosterschwestern in Köln bzw. Lüttich - lassen uns teilnehmen an ihrer Heimatliebe und -treue:
Unsere Schwester und ihr Mann haben uns viel vom Langwalder Heimattreffen erzählt. Sie waren sehr begeistert von dem Wiedersehen mit den "Langwaldern, Rawusern, Klingenbergern u.s.w., daß sie uns beide einfach mitrissen in die gute Vergangenheit. Ja, wie trostvoll ist es zu erfahren, daß nach mehr als 50 Jahren die LIEBE ZUR HEIMAT nicht gemindert, im Gegenteil, noch gesteigert ist.
Glauben Sie mir, meine älteste Schwester, Ordensschwester in Köln, und ich, Ordensschwester in Lüttich, freuen uns jedes Jahr auf die eine Woche Heimaturlaub, den wir gemeinsam bei Schwester und Schwager verbringen. Dann machen wir uns gemütliche, echt ermländische Heimatstunden und "schwimmen in den Erinnerungen an die alte teure Heimat!" Ja, das HEIMATLAND konnten uns andere Menschen rauben, aber die Erinnerungen an die dort verlebte sorgenlose Jugendzeit kann uns niemand nehmen. Sie bleibt unser Eigentum.
Warum ich Ihnen schreibe? Das hat folgenden Grund: Ich möchte Ihnen ganz herzlich danken. Während unseres Heimaturlaubs 1996 haben wir das Buch "Langwalde" mit Freuden gelesen. Viel Mühe steckt dahinter, das spüre ich. Nun schrieb meine Schwester, daß das neue Langwalder Buch in ihrem Besitz ist. So werden wir dasselbe im kommenden

Heimaturlaub (1997) gut unter die Lupe nehmen, aber noch mehr ins Herz hinein.
Obwohl ich schon 50 Jahre im Kloster bin (davon 48 Jahre in Belgien), bleibe ich doch sehr heimatverbunden. Auch die Verantwortungen, die wir zu tragen hatten, haben unserer Heimatliebe keinen Abbruch getan. Wie könnten wir Verrat an unserer Heimat üben, an dieser so stillen, ja fast weltabgeschiedenen Heimat? Und wie froh und glücklich waren wir alle in unserem so kleinen Heimatnest! Stimmt es nicht?
Herzlichen Dank und Gottes Segen! - Mit heimatlichen Grüßen.

Restaurierung des Grabes von Pfarrer Joseph Fox (1859 -1892) an der Kirche von Langwalde. Manfred Ruhnau und Gerhard Steffen kamen 1995 überein, das stark verfallene Grab dieses Pfarrers, welches durchaus erhaltenswert schien, als ein Beispiel der gemeinsamen Verantwortung der Pfarrangehörigen von einst und jetzt wieder herrichten zu lassen. Mit dem heutigen Pfarrer wurden Gespräche geführt und die notwendigen Maßnahmen erörtert.
Das Fundament wurde erneuert, das Kreuz gerichtet, das Gitter geschweißt, entrostet und neu gestrichen. Der Rasen rundherum mußte abgetragen und neu eingesät werden. Das Ergebnis kann sich sehen lassen. Ein sichtbares Beispiel vernünftiger Zusammenarbeit auf der Grundlage unserer gemeinsamen Geschichte.

Plauten - Neben der dortigen Kirche sind noch die Gräber von zwei früheren Pfarrern vorhanden, jedoch in bedenklichem Zustand. Es sind dies:

Pfarrer Augustin Poschmann,	* 1835	+ 1888 und
Pfarrer Johannes Kolberg	* 1861	+ 1921.

In mehreren Gesprächen mit dem heutigen Pfarrer, Ks. Albin Stankiewicz, haben wir nach Wegen und Möglichkeiten gesucht, das Andenken an die früheren Pfarrer wachzuhalten, ihre Grabstätten zu erhalten und zu restaurieren. Auch andere noch vorhandene Grabplatten bzw. Grabkreuze von verstorbenen Gemeindemitgliedern aus deutscher Zeit wollen wir sichern.

Schließlich sei darauf hingewiesen, daß in der Kirche heute noch die Mehrzahl der Kreuzwegbilder mit deutscher Inschrift an der Wand hängen. Wer die notwendigen Arbeiten in Plauten in besonderer Weise unterstützen möchte und kann, möge seinen Spendenbeitrag für die Kreisgemeinschaft deutlich erhöhen (Vermerk: Plauten).

Wormditt - Die Wormditter veranstalten in diesem Jahr kein eigenes Treffen in Köln-Mühlheim. Eine verstärkte Teilnahme am Kreistreffen in Münster-Hiltrup wäre deshalb wünschenswert.

In Zukunft werden wir nur dann im gesellschaftlichen Bereich Gehör finden, wenn wir uns in größeren Gemeinschaften zu Wort melden.

Crossen - Die Arbeiten zur Sicherung und Wiederherstellung der Wallfahrtskirche gehen weiter. Die Besucher können sich von den Fortschritten überzeugen. Lobenswert ist der Einsatz junger Leute aus der 'Gemein- schaft Junges Ermland', Deutsche wie Polen, die unkonventionell ihre Urlaubstage opfern, um notwendige Drainagearbeiten auszuführen, damit das Gelände um die Kirche trockengelegt wird.

Partnerschaft
zwischen
Lichtenau/Westfalen und Pieniezno (Mehlsack)

Am 15.10.1996 haben die Städte Lichtenau/Westf. und Pieniezno einen Partnerschaftsvertrag unterzeichnet.

Wie kam es dazu?
Die Heimatvertriebenen aus dem Kirchspiel Lichtenau im Ermland unterhielten bereits in den 60iger Jahren Kontakte zu Lichtenau/Westf. bei Paderborn und veranstalteten dort ihre ersten Heimattreffen. Die Verbindung beider Orte geht zurück ins 14. Jahrhundert, als siedlungswillige Lichtenauer aus Westfalen dem Ruf des Deutschen Ordens folgten und sich im Ermland eine neue Heimat schufen.

Der letzte deutsche Pfarrer von Lichtenau im Ermland, Leonhard Braun, und der inzwischen verstorbene Bürgermeister von Lichtenau/Westf., Johannes Höschen, waren die Initiatoren dieser neuerlichen Verbindung.

Lichtenau im Ermland heißt heute Lechowo und gehört zur Gemeinde Pieniezno. Aus dieser Verbindung entwickelten sich mit eigener Dynamik die Beziehungen zwischen Lichtenau/Westf. und Pieniezno. Natürlich geschah dies auf der Grundlage der Beziehungen der einstigen Bewohner von Lichtenau im Ermland und den heutigen Bewohnern von Lechowo.

Der Bürgermeister der Stadt Lichtenau/Westfalen schrieb zu diesem Anlaß an die heimatvertriebenen Lichtenauer aus dem Ermland:

Lang ist die Fahrt nach Ostpreußen. Über 1000 km trennen Lichtenau in Westfalen und Mehlsack im Ermland. Doch nun verbindet die beiden ländlichen Städte etwas, was die Entfernung weniger wichtig erscheinen läßt: Am 15. Oktober 1996 wurde die Partnerschaft zwischen den beiden Städten besiegelt. Im Kloster St. Adalbert konnten Bürgermeister Kudla und ich den Partnerschaftsvertrag unterzeichnen. Es ist eine Städtehochzeit, der eigentlich eine lange Bekanntschaft mit dem Ermland-Lichtenau und eine kurze Verlobungszeit mit Mehlsack vorausging.

Schon in den sechziger Jahren, die meisten von Ihnen wissen es besser als ich, gab es die ersten Treffen und Kontakte zwischen den Ermland-

Lichtenauern und den Lichtenauern aus Westfalen. Je mehr sich die Grenzen öffneten, desto mehr wurden die Kontakte auch auf Lichtenau, heute Lechowo im Ermland, ausgedehnt. Meine Vorgänger, Bürgermeister Höschen, der leider in diesem Jahr verstarb, und Bürgermeister Franz-Josef Sievers haben sich große Verdienste um diese Kontakte, um die Aussöhnung mit den Polen und die Verbindung der Lichtenauer untereinander erworben. Unser jetziger Ehrenbürgermeister Franz-Josef Sievers gehört zu den Architekten dieser neuen Partnerschaft.

Herzlich war und ist die Aufnahme bei den Polen in Mehlsack und im Ermland-Lichtenau. Immer wieder haben wir deutlich gemacht: Lichtenau ist der Ursprung für diese Kontakte und es wird auch in Zukunft immer ein wesentlicher Bestandteil unserer Beziehungen bleiben. Gleichwohl mußten diese Kontakte, wollte man sie ausdehnen, auf eine offizielle Ebene gehoben werden. Das konnte jedoch nur durch eine offizielle Verbindung zur politischen Gemeinde, zu Mehlsack, geschehen.

Im nächsten Jahr erwarten wir die Polen zum Gegenbesuch in Lichtenau. Dann werden wir erneut die Partnerschaftsverträge unterzeichnen. Damit wird ein Stück Europa gebaut, ein Stück Frieden gesichert und Aussöhnung praktiziert. Das ist unsere, das ist meine Absicht und Motivation bei dieser Partnerschaft. Ich bin sicher: es ist auch in Ihrem Sinne.

Ich freue mich auf ein Wiedersehen mit Ihnen beim Treffen der Ermland-Lichtenauer in Kleinenberg im nächsten Jahr.

Ich wünsche Ihnen gesegnete Weihnachten, ein glückliches und gesundes Jahr 1997!

Behalten Sie uns in guter Erinnerung!

Mit "Lichtenauer-Gruß"
Ihr Manfred Müller

Ein Westdeutscher erkundet Braunsberg

Was sagen einem Westdeutschen die Namen "Ermland" und "Braunsberg"? Nenne ich sie, werde ich meist gefragt: "Wo liegt denn das? " Ostpreußen und Königsberg sind bekannt, vielleicht noch Allenstein und bei der alten Generation Tannenberg, - aber "Ermland", gar "Braunsberg"? Mir ginge es nicht anders, hätte ich nicht eine Braunsbergerin geheiratet. Eine Spätfolge davon ist's, daß unser Sohn seine Mutter zu einer Reise in ihre Heimat bewog, sie solle ihm die Orte ihrer Kindheit und Jugend zeigen. Diese Bitte konnte sie ihm nicht abschlagen, und so kam auch ich im Juni des vergangenen Jahres (1996) zu einem Besuch dieser Stadt.

Was mag in meiner Frau vor sich gegangen sein, als wir hinter dem Sankauer Forst den Turm der Katharinenkirche kupferfarben aufleuchten sahen, eindrucksvoll vor den klaren Junihimmel gestellt? Ihr ungläubig - erschrockenes Staunen, als diese Kirche unvermittelt ganz frei auf einem weiten Platz unweit der Straße stand, die einmal die Schlagader der Altstadt war. Und doch zeigte sich ein Schimmer Wiedersehensfreude auf ihrem Gesicht, als unser Pkw über den großen, freien Platz rollte, wo einmal "Kutschkows Eck" war. Da hatten wir die Passarge schon überquert. "Hier, wo dieser Plattenbau steht, wohnten wir", zeigt sie uns und erkennt als erstes Gebäude, das unzerstört steht, die ehemals evangelische Kirche wieder.

Es war gut, daß wir nicht früher hier waren, als noch vieles in Trümmern lag, was heute aufgeräumt, renoviert, neu erbaut ist; es war gut, daß ihr aus Berichten und Briefen vieles als zerstört oder stark verändert bekannt war. Denn: waren wir hergefahren, BRAUNSBERG zu besuchen, so haben wir doch BRANIEWO gefunden, eine polnische Stadt. Das deutsche Braunsberg gibt es nicht mehr, nur noch kostbare Erinnerungsstükke, die wir suchten und die wir in fürsorglicher Obhut der polnischen Neubürger fanden.

Städte sind -wie Menschen von ihrem Lebensweg her- von ihrer Geschichte gezeichnet. Bei unserer Spurensuche mischen sich die familiären mit den historischen Daten, unter denen mich die jüngsten besonders tief bewegen. Doch gehen wir der Reihe nach durch die bedeutende Stadt!

Sie waren die Pulsadern der Stadt: Markt- (später Hindenburg-) straße und Langgasse, heute eine große Durchgangsstraße. Auf ihr rollt so mancher Tourist auf dem Weg von Heilsberg nach Frauenburg durch die Stadt, ohne zu erfahren, auf welch bedeutendem Boden er sich befindet. Wo diese Straße jenseits der Passarge den Hügel erklimmt, begann vor Jahrhunderten das Herz der Stadt zu schlagen. Auf diesem flußumströmten Hügel standen die ältesten und bedeutendsten Bauten: die Kirche der Ordens- und Bischofsstadt, das Rathaus der Bürger- und Kaufmannsstadt, das Gymnasium Hosianum der Schulstadt und das Steinhaus der Theologischen Hochschule. Die Klöster der Franziskaner, der Jesuiten und der Katharinerinnen erzählten von den großen religiösen Bewegungen im Zeitalter der Reformation und Gegenreformation, die der Stadt ein Siegel aufprägten, das sie an das Land weitergab: Braunsberg und das Ermland blieben "papistisch", blieben katholisch. Hier wurde Geschichte geschrieben von Ordenshochmeistern und Fürstbischöfen, von Kardinal Hosius und Fürstbischof Kromer, von Albrecht von Brandenburg und Gustav Adolf von Schweden, vom Großen Kurfürsten und von Napoleon. Viel zu wenig bekannt ist das Kapitel Kirchengeschichte, das Regina Protmann in den Mauern von Braunsberg schrieb. Vorbei und verweht die großen Zeiten, unterm Staub der Straße ruhen die Fundamente der Vergangenheit, restauriert nur das Hosianum und getreu wiederaufgebaut St. Katharina, lichtdurchflutetes Juwel der Stadt. Doch nur ein schmaler Rest des Alten Klosters quetscht sich zwischen neue Mauern auf der anderen Seite des frei gebombten Platzes zwischen Kirch- und Nonnenturm. Und vorn, wo der Langgasse Häusergedränge sich dem verrät, der, wie ich, ein wenig auf dem Erdboden scharrt, steht, Symbol der Neuzeit, von ein wenig altersgemäßer Patina überzogen, der Artushof unversehrt, als sollten Christina Söderbaum und Hans Albers, Ilse Werner und Hans Moser, Zarah Leander und Gustav Gründgens sogleich im Saal gespielt werden. Doch nicht mehr den alten Filmen, zu denen die jungen Menschen seinerzeit drängten, sondern Begegnungen zwischen den früheren und heutigen Bewohnern dient der Raum jetzt. Was könnte er aus den dreißiger Jahren erzählen? Von "Hitlerjunge Quex", von "Jud Süß" oder anderer unseliger Propaganda?

Könnte! Gottlob ist er heute Ort der Aussöhnung und des Friedens.

Wir sind vom Markt, wo zur großen Freude noch einige der alten Rotdornbäume wie vor der Vertreibung blühen, mit der Fronleichnamsprozession hinaufgepilgert zu St. Katharina. In St. Antonius, der ehedem evangelischen Kirche, war der Eröffnungsgottesdienst gefeiert worden, vor ihr war der erste Altar aufgebaut. Von dort ab drängten die Menschen in dichten Scharen, ungeordneten Ballungen vor, hinter und zuseiten des Kerns vorwärts, dieser mit Sanctissimum, Erstkommunionkindern mit Fähnchen und Symbolen und bescheidener Blasmusik wohl geordnet. Ein schier endloser Zug! Keine Birkenbäumchen an den Straßen, keine Fahnen und Bilder in Fenstern und Türen, schmucklos und bescheiden der Weg; wie sollte das auch anders sein, gibt's doch kaum mehr Häuser an den Prozessionsstraßen, in der Langgasse grenzt gar ein Drahtzaun Ausgrabungsstellen ab, die mich an archäologische Ausgrabungsstellen in Rom, Emmaus oder Kapharnaum erinnern. Wer mag in diesen Kellern Vorräte gelagert haben? Die Menge geleitet schweigend den HERRN durch die schwergeprüfte Stadt, die ihre neue Heimat geworden ist, einfach gekleidet, auch Meßdienergewänder zeugen vom Alter. Der große Platz vor St. Katharina vermag die Menge nicht zu fassen, die sich zur Feier des Hochamtes um den Altar versammelt, der am Missionskreuz errichtet ist. Dieses hat den Korpus des Erlösers verloren; deutlich erkennt man, wo er befestigt war: Christus litt mit der Stadt und ihren Bewohnern. Doch die deutsche Inschrift: "Rette deine Seele" tragen die Querbalken noch heute als Mahnung auch für unsere Zeit. Der Gottes-

dienst wird in die Kirche übertragen, auf deren Altar die Monstranz mit dem Allerheiligsten abgestellt ist. Die Kirche wurde sehr schlicht, aber geschmackvoll und stilecht mit wunderschönen Wandbehängen geschmückt, die anscheinend seit der Feier der Erstkommunion den Raum ausstatten. Die Kirche ist voll besetzt. Wir finden noch Sitzplätze im Mittelschiff. Die Prozession zieht nach dem Hochamt weiter zur Schlußfeier in der Kreuzkirche, die wiederum mit einer Meßfeier begann. Bis tief in den Nachmittag hinein kommen die Menschen von dort zurück.

Wir wandern rund um den Stadtberg in den Anlagen und Gärten, die anstelle des mittelalterlichen Wassergrabens zum Bummeln einladen. Von der bischöflichen Burg, in deren Räumen zuletzt die Elisabeth-Schule, Städtisches Oberlyzeum für Mädchen, untergebracht war, steht nur noch ein Turm. Vermag er von den Gesprächen zu berichten, in denen der gütige und bedeutende Fürstbischof Kardinal Hosius mit seinem Schloßhauptmann um den rechten Glauben rang, als dieser der neuen Lehre Luthers sich zuwandte? Wie anders das Leben auf dem Burghof, als statt Rittern, Troß- und Waffenknechten, Planwagen und Pferden die Schülerinnen sich fröhlich lachend in den alten Mauern herumtrieben! Vorbei, vorbei! Doch die Himmelsleiter, die vom benachbarten Eisplatz hinaufführt, kann man ersteigen und dabei die hohe Stützmauer bewundern, die - Teil der altstädtischen Stadtmauer - von der Wehrhaftigkeit des Gemeinwesens zeugt. Der Pflaumengrund lockt nach wie vor die Spaziergänger mit einem mächtigen Springbrunnen und einer kleinen Freibühne nahe des Pfaffenturms. Es läßt sich geruhsam bummeln dort unter dem dicken Geäst, durch das bald das backsteinrote Gemäuer des Land- und Amtsgerichts leuchtet. Dieser Bau verdankt sich der preußischen Zeit, als Braunsberg Kreisstadt und verwaltungspolitisches Zentrum des Ermlands geworden war. Da muß es in den alten Mauern bald zu eng geworden sein: die Stadt dehnte sich aus, vor allem auch im Gebiet der bis dahin selbständigen Neustadt, rechts der Passarge, die nun mit der Altstadt zu einem Gemeinwesen zusammengeschlossen worden war. Unter solchen Überlegungen haben wir schon den Stadtpark erreicht, in dessen Gebiet wir nun nahe der Rückfront des Hosianum weiterbummeln. Ein kleiner Turm am östlichen Ende der Mauer, die zwischen Stadtpark und Hosianum das ansteigende Gelände abstützt, vor dem Krieg im Gewirr der Bebauung kaum sichtbar und dann ein unscheinbarer Stummel, beherbergt in seinem originalgetreu aufgebauten Rund ein Lokal mit einer

anheimelnden Atmosphäre, in dem wir uns sehr wohl fühlten. Ich liebe es, in solch alten Gemäuern zu weilen. Kaum hörbar das muntere Treiben zwischen den Ständen und Buden auf dem Freigelände des Stadtparks, wo sich seit dem Nachmittag des Fronleichnamsfestes das Volk tummelt. Wie freuten sich die Kinder an Luftballons, Spielzeug und Karussell! Im Norden begrenzt eine erhaltene, gut renovierte Häuserreihe den Platz, freilich ohne die charakteristischen Vorbauten und Balkone, die die Straßen "Am Stadtgraben" auszeichneten. Wir bummeln weiter bergab in Richtung Passarge. Wir finden das Gebäude der "Reichsbank" gut erhalten und renoviert. Ein neues Postgebäude steht am alten Platz. Durch die Poststraße kommen wir nicht mehr an den Fluß, sie ist verbaut, und daher streifen wir durch die engen Gassen dieses Viertels, finden neue und alte Gebäude gemischt, bis wir an der Passarge auf den Widerlagern der Kesselbrücke stehen, an deren Stelle nur eine Versorgungsleitung den Fluß überspannt. Am Ufer bis zur Mühlenbrücke hin Plattenbauten aus der sozialistischen Zeit, mit denen der Wohnungsnot der Nachkriegszeit in der Ostblockeinheitsbauweise abgeholfen werden sollte. Weiter flußab, wo der Werftplatz sich dehnt und meine Frau die vier unteren Klassen der "Lieschenschule", wie der Volksmund sie nannte, besuchte, erzählt nur noch der kleinste der stolzen Speicher von Seefahrt, Handel und Reichtum der gewichtigen Hansestadt. Welch ein Leben, Rufen und Lärmen herrschte hier im Bereich des Passargebogens, in den engen Gassen und am Kai, wo die Handwerker werkelten, die Koggen anlegten, die Frachtschiffe be- und entladen, die Güter angeliefert, gehandelt und vertrieben wurden! Welch freudige Erwartung bewegte in jüngerer Zeit Urlauber und Ausflügler, die mit den Ausflugsschiffen bis übers Haff nach Kahlberg und Narmeln ablegten! Stille heute! Im Mariannenspeicher eine Gaststätte, gemäßigtes Leben nur am Flußufer und in den Gassen.

Die PASSARGE! Einst war sie von Schiffen belebt, von Frachtschiffen aus Häfen rund um die Ost- und Nordsee, bis 1944 dann von der Personenschiffahrt. Zufällig war die Tochter des Schiffsführers gleichzeitig mit uns als Gast im "ASTRA" und erzählte von ihrem Vater, der auch meine Frau und ihre Eltern nach Pfahlbude, Kahlberg und Narmeln "gescheppert" hat! Wir finden den Fluß mit so niedrigem Wasserstand, daß wir uns fragen, ob er noch schiffbar sei. Doch was er an Schiffbarkeit verloren hat, hat er an Schönheit gewonnen. Dichtes Ufergebüsch geleitet ihn bis zur Kreuzkirche; der Pfad am linken Ufer windet sich im Grün

des Geästes, durch dessen Dichte das langsam haffwärts strömende Wasser immer wieder aufblitzt.

Oh, Passarge!
Wie konnte ich auch davon träumen,
an Deinen Ufern zu bummeln,
die die Ströme der Flüchtenden zum Haff leiteten,
der Rettung verheißenden Nehrung entgegen!

Dichter als die Straßen und Plätze der Altstadt zeichnen die der Neustadt die Spuren der Familiengeschichte. Die geräumige Doppelschule an der Ackerstraße, teils Grundschule der katholischen Mädchen, steht wie unversehrt. Die Häuser der Bahnhofstraße, meist noch dringend renovierungsbedürftig, der Bahnhof und das Landratsamt haben ihr Gesicht behalten. Hier pulsierte das Leben der Neuzeit; die Bahn verband die Stadt mit dem "Reich" und der Welt - und tut's heute wieder, machte aus Braunsberg einen Verkehrsknotenpunkt. Gewerbebetriebe entstanden; der mächtige Komplex des Amtsgebäudes, wie ein Kontrapunkt zum Gericht am anderen Ende der Stadt, bezeugt auch die politische Bedeutung der Stadt in der preußischen Neuzeit.

In der Neustadt wohnte meine schwiegerelterliche Familie, praktizierte mein Schwiegervater. Auf dem Rochusfriedhof ruhen dessen Eltern. Erschrocken über den Verfall der Rochuskapelle, sind wir froh, das Gräberfeld gepflegt zu finden, unsere Grabstelle selbst neu belegt. Nicht weit entfernt finden wir den Garten der Familie wieder. Freude ergreift jeden, der die Neustädtische Kirche betritt. Von allen Kriegswunden geheilt, zeigt sie sich innen und außen in ihrer schlichten Schönheit, die zum andächtigen Beten einlädt. "Sie ist ja, wie sie war", freut sich meine Frau. Ergreifend für mich, durch die Tür zu gehen, die so viele vertraut gewordene Menschen durchschritten haben. Neben der Kirche begann die Zerstörung. Plattenbauten füllen heute die große Lücke, die bis zur Königsberger Straße gerissen worden war. Die Häuser auf der Südseite der Straße sind besser davongekommen. Hier stehen noch einige ansprechend renovierte Altbauten, in deren einem meine Frau ihre Kinderjahre verbracht hat. Wo gegenüber der Plattenbau steht, befand sich die Wohnung ihrer Jugendjahre. Von hier aus verließ sie an einem frühen Morgen des Januar 1945 Wohnung und Heimatstadt, ging in dem Wissen, Wohnung und Stadt nie mehr so wiederzusehen, wie sie waren, und ging in

der ungewissen Hoffnung, daß auch Eltern und Schwester dem nahenden Inferno entrönnen. Jetzt erst, nach mehr als einem halben Jahrhundert, steht sie wieder hier mit ihrer Schwester, die zusammen mit den Eltern übers Haff und Dänemark davongekommen ist.

Braniewo ist von Zerstörung und Untergang gezeichnet. Alte Fotos zeigen eine dichte Bebauung; wir fanden heute eine Stadt im Grünen mit großen, weiten Freiplätzen und breiten Straßen. Überall finden sich Baulücken, besonders fallen sie mir in der Neustadt zwischen erhaltenen Häusern auf. Wie ein Schwamm muß Braunsberg die Flüchtlingsströme angezogen haben, die dann flußabwärts weitertreckten. Noch einmal zeigte sich die Bedeutung der Stadt dank ihrer geographischen Lage in jenen Wochen bei ihrer Zerstörung auf makabre Weise. Verzweifelt hielten die Stellungen an der Baude den Ansturm der Roten Armee auf, solange noch das Haff Flüchtende trug. Wie hart die Kämpfe waren, bezeugt der russische Soldatenfriedhof an der Frauenburger Chaussee, auf dem 30.000 gefallene Rotarmisten ruhen. Wo, frage ich, sind die deutschen Soldaten bestattet, deren Tod vielen Frauen, Greisen und Kindern Leben und Freiheit rettete?

Auch viele westdeutsche Städte sind stark mitgenommen worden im Krieg. Dresden und unser Frankfurt z. B. haben ihre Altstadt verloren. Und doch ergreift das Los Braunsbergs und des umliegenden Landes tiefer, bewegender. Woran liegt das? Die Flucht mitten im Winter ohne Heimkehr, das Los vieler Frauen, die Verschleppungen in die Tiefen Rußlands, die Vertreibung derer, die noch da waren, das ist es, was den Besucher dieser Stadt bewegt, wenn er sie durchschreitet, den Besucher des Ermlandes, wenn er auf dessen Straßen fährt.

Doch wir erlebten auch Tröstendes, ja etwas vermag froh zu machen: die große Freundlichkeit der neuen Einwohner bahnt Wege des Verstehens und Vergebens. Die Stadt sucht zudem neue Identität zu finden im Bemühen um Anschluß an ihre ganze Geschichte, die die einer deutschen Bevölkerung und einer deutschen Kultur ist. Überquert man die Mühlenbrücke, erfreut den Gast wie den Einwohner eine farbige Kopie jenes Stiches von C. Göttke, der die Stadt zur Zeit der schwedischen Besetzung während des Dreißigjährigen Krieges zeigt. Sie ist in die Fassade eines Wohnblocks sorgsam eingeritzt. "Seht, unsere Stadt!" scheint das Bild zu sagen und verbindet Geschichte und Gegenwart. Mehr und mehr wird

einsichtig, daß das nationalistische Empfinden zu Feindschaften führt, daß das Nationale als sprachlich-kultureller Begriff, wie er bis ins 18. Jahrhundert verstanden wurde, eine Vielfalt der Völker toleriert, die sich im Menschlichen verbinden. So hängt z. B. das Bild Bischof Maximilian Kallers an dem ihm gebührenden Platz in der Reihe der Bischöfe von Ermland im Heilsberger Schloß, gehört Nikolaus Kopernikus beiden Völkern. Und auf dem Gipfel des Stadtberges wurde der Wiederaufbau der Kirche der hl. Katharina im backsteingotischen Stil von der polnischen Kirche und polnischen Restauratoren betrieben unter deutscher Beteiligung. Sie ist ein lichtdurchfluteter, heller Raum geworden, dessen klare Architektur unverstellt zum Ausdruck kommt. Das mystische Dunkel der Dome von Frauenburg und Wormditt und die raumverstellende kostbare Ausstattung hat sie verloren zugunsten der strahlenden Leuchtkraft ihres Gesteins und der hohen Schönheit ihrer Baugestalt. Ich fühle mich froh und erhoben in diesem lichten Raum. Dabei haben die polnischen Bauleute alles noch Verwendbare verwandt, sogar ein Stück des alten Fußbodens verlegt, eine besondere Freude sicherlich nicht nur für meine Frau.

Das deutsche Braunsberg steht in gutem Gedenken heute, das polnische Braniewo ist im Aufbruch, sucht neue Bedeutung und neue Schönheit, neue Geltung im Kreis der Städte Polens zu gewinnen. Möge es ihm gelingen!

Hans Heer

Zu Besuch in Crossen (Juni 1996)

Alle fahren nach Heiligelinde, dem strahlenden Barockjuwel, das mit seiner "lebenden Orgel" lockt. Auch wir! Wer aber besucht die barocke Wallfahrtskirche in Crossen, unweit Wormditt im Tal der Drewenz gelegen? Finden die westdeutschen Touristen auch dorthin den Weg? Oder bleibt sie Geheimtip der Ermländer?

Wir fühlen uns Kirche, Priesterhaus und Wirtschaftsgebäuden besonders verbunden, war doch der letzte deutsche Pfarrer, Propst LUNGWITZ, ein naher Verwandter. Meine Frau erinnert sich herrlicher Ferientage in Crossen, an denen sie mit ihrem Onkel durch Äcker, Wiesen und Wälder streifte und durch die weiten Flure im Haus und die Laubengänge gesprungen war. Welch nicht nachzuempfindendes Gefühl nach diesem halben Jahrhundert wieder vor Portal und Tür zu stehen!

Wir, die wir Crossen zum ersten Mal besuchen, erfahren von ihr, der geborenen Ermländerin, nicht nur von Spaziergängen und Spielen, sondern auch von der jüngsten Geschichte des Ortes. Crossen war nicht nur Wallfahrtskirche, sondern auch ein großes land- und forstwirtschaftliches Gut im Besitz des Bischofs von Ermland. Seiner ursprünglichen Funktion als Erholungs- und Besinnungshaus für Priester wurde es auf bedrückende Weise wieder gerecht: Als noch von den Nationalsozialisten inhaftierte Priester aus Gefängnissen und Konzentrationslagern entlassen wurden, schickte Bischof Maximilian Kaller diese Priester zur Erholung nach Crossen. Propst Lungwitz bat seine Gäste nachdrücklich, diese nicht auf ihre Häftlingszeit anzusprechen; sie selbst schwiegen darüber im eigenen Interesse, hatten sie sich doch vor der Entlassung schriftlich zum Schweigen verpflichten müssen.

Über den ansehnlichen Gebäudekomplex rollte die Kriegsflut, ohne ihn - anders als im August 1914 - zu beschädigen. In dieser schweren Zeit kam Propst Lungwitz ums Leben. Die Sowjetarmee beschlagnahmte Gebäude und Kirche, der Staat enteignete das Gut und wandelte es in eine Kolchose um. Meine Frau erschrak, als sie die kleinen Zimmer und verbauten Flure sah: Das hatte sie doch alles groß und geräumig in Erinnerung! Sie erfuhr: Mit Abzug der Roten Armee wies man in die Gasträume des Priesterhauses achtzehn Familien ein und verkleinerte zu diesem Zweck die Zimmer so, daß aus einem Raum drei wurden; des Pfar-

rers Wohnung wurde später abgetrennt. Die neuen Bewohner gewannen kein Verhältnis zu den Räumen, so daß diese in einem verwahrlosten Zustand sind. Schließlich gab der Staat nach dem Ende der sozialistischen Epoche Kirche und Priesterhaus an die Diözese zurück, nicht aber das Gut, das privatisiert und verkauft wurde. Der frühere Verwalter der Kolchose konnte es erwerben! Damit fehlt der Anlage die wirtschaftliche Basis, mit deren Ertrag die Baulichkeiten instand gehalten und das Anwesen blühend funktionieren konnte. Die Folgen dieser schlimmen Zeit waren nicht nur Verwahrlosung der Gebäude, sondern auch Schäden an und in der Kirche: Figuren wurden zerschlagen, die Orgel ist noch immer unbespielbar. Wir freuen uns aber, daß an der Beseitigung dieser Schäden gearbeitet wurde und gearbeitet wird. Doch Crossen kann sich nicht aus eigener Kraft erholen, es ist auf Hilfen und neue Verwendung angewiesen.

Wir fuhren zum Sonntagsgottesdienst nach Crossen. Herr Pfarrer KRUZICKI bemerkte die deutschen Gäste unter den wenigen Teilnehmern der Feier und begrüßte uns herzlich. Nach der hl. Messe suchten wir das Gespräch mit ihm; er lud uns für Dienstag zu einem Grillabend ein. Dieser Abend begann mit der üblichen Abendmesse. Ihre Intention und Feier

setzten ergreifende Zeichen. Es war für uns tief bewegend, daß Herr Pfarrer Kruzicki den Gottesdienst für seinen deutschen Vorgänger und unsere verstorbenen ermländischen Verwandten feierte. Es war die erste heilige Messe für Propst Lungwitz in Crossen, seiner Kirche!

Welch eine Fügung, daß wir dabei sein konnten! Gebete, Lesungen und Lieder in deutscher, lateinischer und polnischer Sprache verbanden alle Mitfeiernden im universalen Bund der Kirche und schlugen die Brücke zwischen den Völkern im Glauben.

Im Hof ist zwischen Pfarrhaus und Kirche der Platz zum Grillen gerichtet: Ein Erdloch ward ausgehoben, ein Holzfeuer in ihm entzündet. Es sind noch Gäste aus Wormditt geladen, unter ihnen der Bürgermeister. Mit ihnen sitzen wir um das Feuer, über das ein Rost gelegt ist, und halten an langen Stecken die Würste über die Glut: Eine sehr einfache, "urtümliche" Weise des Grillens. Später wird ein ausgedientes Kühlschrankgitter auf den Rost gelegt und für die Steaks mit Alufolie abgedeckt. Es schmeckt vorzüglich! Frohe, heitere Unterhaltung wechselt mit ernsteren Themen, ein Gast aus Wormditt beherrscht das Deutsche vorzüglich und übersetzt. Es wurde ein lockerer, geselliger Abend, für den wir sehr dankbar sind.

Crossen ist sehenswert. Mit ihrem vergleichsweise schlichten Stil fügt es sich, wie ich meine, sehr gut in die "melancholische" Landschaft ein. Maßvolle, innige, unaufdringliche Gestaltung zeichnen die Anlage aus: Mit zarten Farben ist die Kirche ausgemalt, nur das Blau der Bänke bringt kräftigeren Farbton in den anheimelnden Raum. Es ist ein stiller, verhaltener Barock, der trotz aller Freude an Nischen, Schwingungen, Säulen und leichtem Rokokozierat innerlich stimmt und zu Altar und Gnadenbild leitet. Mögen Kirche und Gebäude von fachkundiger Hand bald voll wiederhergestellt sein, mögen sich Beter und Besucher weiterhin Crossen zuwenden! Es lohnt sich!

Hans Heer

Die
JOHANNITER-UNFALL-HILFE
betreibt in Ostpreußen acht Sozialstationen

Die JOHANNITER-UNFALL-HILFE, ein 1952 gegründetes Werk des evangelischen Johanniter-Ordens, hat seit 1989 in Ostpreußen in Zusammenarbeit mit der preußischen Genossenschaft des Johanniterordens und den jeweiligen Heimatkreisgemeinschaften in acht Städten Sozialstationen errichtet.

Die Geschichte der Johanniter geht zurück ins 11. Jahrhundert, als zunächst eine Bruderschaft in Jerusalem ein Hospital errichtete, um kranke Pilger und Kreuzfahrer zu pflegen. Aus dieser Bruderschaft entwickelte sich der **JOHANNITER-ORDEN**, Ritterlicher Orden des hl. Johannes vom Spital zu Jerusalem, wie der eigentliche Namen lautet.

Unter dem weißen Johanniter-Kreuz, das mit acht Spitzen auf die acht Seligpreisungen am Anfang der Bergpredigt hinweist, leisten die Johanniter durch die Jahrhunderte ihren Samariterdienst.

Der Orden erlangte 1113 die päpstliche Anerkennung und Eigenständigkeit. Seit der Verlegung des Ordenssitzes von Rhodos nach Malta (1530) nennt er sich **MALTESER-ORDEN**.

In der Reformationszeit traten die meisten der Ritter der Balley Brandenburg zum evangelischen Glauben über. Unter dem alten Namen JOHANNITER-ORDEN führt der evangelische Zweig heute seine ursprünglichen Aufgaben fort.

Trotz der konfessionellen Verschiedenheit sind beide Ordensteile durch ihren gemeinsamen Ursprung und ihre gemeinsamen Aufgaben eng verbunden. Beide Zweige des Johanniter-Malteser-Ordens verfolgen bis heute das Ziel, Kranke zu pflegen, sich der Schwachen anzunehmen und für den christlichen Glauben einzustehen.

Nachdem die Johanniter-Unfall-Hilfe (**JUH**) in Mecklenburg-Vorpommern zehn Sozialstationen eingerichtet hatte, mußte sie erfahren, daß in Ostpreußen die dort verbliebenen Deutschen große Not litten und der Hilfe dringend bedurften.

Aus den dort gewonnenen Erkenntnissen entstand der Plan, auch im südlichen heute polnischen Ostpreußen Sozialstationen zu errichten. 1992 wurden die ersten beiden Sozialstationen in **Sensburg** und **Johannisburg** gegründet. Sie hatten sich zur Aufgabe gesetzt, allen armen und in Not und Elend lebenden Menschen zu helfen.

Die ersten beiden Stationen waren Pilotstationen, die voll von der Bundesrepublik finanziert wurden. Es folgten Stationen in **Lötzen, Osterode, Hohenstein und Angerburg.** Schließlich konnten im vergangenen Jahr noch zwei Stationen in **Deutsch Eylau** und **Mohrungen** errichtet werden. Mit den Sozialstationen verfolgt die **JUH** das Ziel, nicht nur punktuell, sondern kontinuierlich Hilfe in den Vertreibungsgebieten zu leisten. Die Schwestern besuchen die Kranken wöchentlich einmal, gewähren medizinische Hilfe und, wo notwendig, auch seelsorglichen (evgl.) Beistand. Sie wollen nicht nur humanitäre Hilfe leisten, sondern auch christliche Inhalte vermitteln. Da den dort verbliebenen Deutschen ein Identitäts- und Sprachverlust droht, sollen die Sozialstationen in dieser Hinsicht für Abhilfe sorgen. Gemäß den Verträgen mit den Kommunen, in denen sich die Stationen befinden, müssen alle Menschen von den Schwestern gleich behandelt werden.

Die Sozialstationen haben eine Lücke in der Versorgung geschlossen. Sie bilden ausdrücklich keine Konkurrenz zu den polnischen Sozialämtern. Da die Stationen und die jeweiligen Deutschen Vereine eng zusammen arbeiten, wird der gute Ruf der deutschen Minderheit gestärkt.

Die Einrichtung der bestehenden Stationen wurde mit Mitteln des Bundesministeriums des Innern (BMI) in Bonn finanziert. Alle Sozialstationen arbeiten auf hohem Niveau. Die Kraftfahrzeuge der Stationen wurden vor Ort gekauft. Von der Zentrale der JUH in Kiel werden die Stationen alle vier Wochen mit Kleidern, Geld, Pflegemitteln und Medikamenten versorgt. Die Johanniter erhalten pro Monat Sachspenden im Wert von ca. 15.000 DM, z. B. von der Bundeswehr und der Pharmaindustrie. Sie übernehmen die Transporte der Hilfsgüter nach Ostpreußen und die Betreuung der dortigen Stationen. Mittels Hausbesuchen erreichen die Stationen etwa 770 hilfsbedürftige Menschen. Zusätzlich ist eine tägliche Sprechstunde in den Sozialstationen eingerichtet worden. Die Stationen sind heute ein fester Bestandteil des Lebens im polnischen Teil Ostpreußens.

Auf den Spuren des Deutschen Ordens: Mühlhausen

Mulhusia turrita, das turmgeschmückte Mühlhausen, hieß im Mittelalter die Stadt, die heute ziemlich genau in der Mitte Deutschlands liegt. Von den einst 59 Türmen gehörten fünf, nämlich die der beiden Hauptkirchen St. Marien und Divi Blasii, dem Deutschen Orden.

Auf Anhieb sind die freundlichen Damen auf dem Fremdenverkehrsamt mit der Frage nach den beiden einstigen Kommenden des Deutschen Ordens überfordert. In den modernen Stadtprospekten jedoch finden sich Fotos von den historischen Gebäuden, die neben manchen anderen Bauten die Jahrhunderte, vor allem den Zweiten Weltkrieg, ziemlich unbeschädigt überstanden haben. Sie machen den Reiz der rund 47.000 Einwohner zählenden Stadt im Unstruttal aus, nicht selten das thüringische Rothenburg genannt.

Wenn es um Geschichte geht, denken die Mühlhausener mehr an den Theologen und Bauernführer Thomas Müntzer (1489-1525), der in ihrer Stadt predigte und sie zu einem Zentrum des Thüringer Bauernkrieges machte. Die DDR-Regierung verlieh Mühlhausen den offiziellen Titel "Thomas Müntzer-Stadt", der aber heute kaum noch gebraucht wird. Geworben wird mit "Mühlhausen - sympathisch im Herzen Deutschlands".

Die beiden einstigen Deutschordenskommenden - Deutschordenshöfe nennt sie der Stadtprospekt - liegen jeweils gegenüber den dazugehörigen Kirchen. Die Kommenden dienen heute als evangelische Pfarr- und Gemeindehäuser. Wenn man die alte Kommende von St. Blasii betritt, sieht man gleich links im Flur an der Wand einen Hinweis neueren Datums auf den Deutschen Orden. Daneben geht es einige Stufen hinunter zur Annenkapelle. Nicht nur weil es in der großen Kirche oft zu kalt ist, sondern auch, weil in der einstigen DDR die Gemeinden klein sind, wird sie für die Sonntagsgottesdienste benutzt. Weder an den Wänden noch im Gewölbe gibt es ein altes Deutschordenskreuz oder ein Fresko. - Fündig wird man in der Kirche. Im Chor stehen sich zwei Grabplatten gegenüber. Sie bilden die nahezu vollplastischen Figuren der Deutschordensherren Kristan von Samland (gest. 1295) und Theodor von Ammern (gest. 1353). Beide waren geborene Mühlhausener und als Bischöfe auch Bauherren. König Heinrich VII. (1211-1242) hat die Blasiuskirche

am 22. September 1227 dem Deutschen Orden geschenkt. Wir wissen nicht, wie alt sie war und wie sie aussah. Vermutlich handelte es sich um eine Basilika.

Von Kristan von Samland ging wohl die Initiative zum Umbau in eine gotische Hallenkirche aus. Im Jahre 1240 dürfte man damit begonnen haben, Reste des ursprünglichen Gotteshauses wurden bei der Restaurierung 1956 entdeckt. Aus der Deutschordenszeit stammt auch die Glocke im Südturm. Sie trägt die Jahreszahl 1281 und gilt als eine der ältesten datierten Glocken mit Gießerzeichen überhaupt.

An vielen restaurierten Häusern in der denkmalgeschützten Altstadt vorbei führt der Weg durch die Fußgängerzone hinauf zur Ober- oder Neustadt. Sie liegt im Schatten von St. Marien. Die fünfschiffige Hallenkirche ist nach dem Erfurter Dom Thüringens größtes Gotteshaus. Neben der Kornmarktkirche ist sie heute "Thomas-Müntzer-Gedenkstätte" und nur gegen Zahlung von Eintrittsgeld zu betreten. Im Mittelschiff der Marienkirche steht ein großer Schlußstein mit dem Hochmeisterkreuz, in einem Seitenschiff ein Grabstein des Deutschordensritters Heinrich von Samsbach, gestorben 1384. Während ich vergeblich nach den Spuren des Deutschen Ordens suche, kommt eine Schulklasse. Der Lehrer führt sie zur Kanzel und erzählt dort von den Predigten des Reformators. Die Erinnerung an ihn wird auch in der ehemaligen Ordenskommende in der Herrenstraße 1 gepflegt. Der Straßenname erinnert zwar an die Deutschherren des Ordens, am Haus selbst aber weist eine Steintafel darauf hin, daß Müntzer dort gewohnt hat. Im Innern wird die "Thomas-Müntzer-Küche" renoviert. Während ich im Kommendenhof versuche, ihn wie einen Turm von St. Marien auf ein Foto zu bekommen, spricht mich der freundliche Superintendent an. Auch er wähnt mich auf der Suche nach dem Bauernführer und schaut erstaunt, als ich ihn nach dem Deutschen Orden frage. "Da werden Sie nichts mehr finden", meint er und lädt mich gleichzeitig ein, mich in seinem Hause umzusehen.

Die Deutschordenskommenden von Mühlhausen genossen einst großes Ansehen. Noch im Jahre 1503 waren sie mit je zehn Ordenspriestern besetzt. Bereits 1232 gab König Heinrich die Erlaubnis zur Gründung einer Schule bei St. Blasius, knapp hundert Jahre später (1319) kam eine Schule bei St. Marien dazu. Neben den Elementarfächern wurde auch Latein unterrichtet. Der erhaltene Hospitalturm erinnert an die karitative

Die einstige Kommende in der Herrenstraße

Arbeit des Ordens. Im Jahre 1341 wurden Bestimmungen über die Bibliothek erlassen. Deutschordensbibliotheken waren so berühmt, daß päpstliche Kommisionen in deutsche Kommenden kamen, um dort Bücher abzuschreiben oder zu kaufen. Als im Jahre 1284 das samländische Domkapitel gegründet wurde, sollten sechs Ordenspriester aus Mühlhausen nach Preußen ziehen. Sie taten es aber nicht. Hochmeister Konrad von Feuchtwangen ließ daher andere wählen.

Beiden Kommenden gehörten Dörfer in der Umgebung, in denen Ordenspriester für die Seelsorge verantwortlich waren. Dem Deutschen Orden muß an dem Gebiet viel gelegen haben, denn manchmal übernahm er Orte trotz ungünstiger Kaufbedingungen. Es ging sicher nicht nur um die fruchtbaren Böden in dieser "Goldenen Aue". Die Niederlassungen dienten als Brücke gen Osten, in den eigenen Deutschordensstaat. So lagen die thüringischen Kommenden im Schnitt nur einen Tagesmarsch voneinander entfernt.

Mühlhausen war nach Altenburg die zweite Niederlassung des Deutschen Ordens in Thüringen. Hochmeister war damals der Thüringer Hermann von Salza (1170-1239).

Norbert Matern (KK 1000/15.03.1997)

Kirchenpolitik:

Kardinal Hlond bald ein Seliger ?

Schon seit längerem beunruhigt das Gerücht über die bevorstehende Seligsprechung des polnischen Kardinals Hlond vor allem die katholischen Heimatvertriebenen. Aber auch Nichtkatholiken sind fassungslos, daß jemand zur Ehre der Altäre erhoben werden soll, der keineswegs als Vorbild christlich gelebter Existenz gelten kann. Unter einem Heiligen oder Seligen - die Begriffe werden bisweilen synonym gebraucht - versteht man einen Menschen, der mit der Forderung Christi Ernst gemacht hat: "So leuchte euer Licht vor den Menschen, damit sie eure guten Werke sehen und den Vater im Himmel preisen" (Mt. 5,16).

Als im vergangenen Jahr der Berliner Dompropst Lichtenberg seliggesprochen wurde, wurde dies allgemein begrüßt, auch von führenden Nichtkatholiken. Hatte sich doch Lichtenberg zeitlebens ohne Rücksicht auf die eigene Person für Menschenrecht und Menschenwürde eingesetzt. Aber Kardinal Hlond? Als die Wehrmacht 1939 in Polen einmarschierte, stellte sich der polnische Primas nicht etwa vor seine bedrängte Herde, sondern flüchtete wie ein Mietling (vgl. Joh. 10,12) nach Rom. Dort wiegelte er vom sicheren Port seine Landsleute gegen die Deutschen auf. Bischof Splett von Danzig schrieb am 14. Januar 1940 an Papst Pius XII.: "Die Gestapo hat mir auf meine Anfrage hin gesagt, Kardinal Hlond hätte im vatikanischen Sender die polnische Bevölkerung zum Widerstand aufgerufen und dem hätten sie, die Gestapo, vorbeugen müssen... Man sagt, Kardinal Hlond hätte gesagt, das polnische Volk solle sich um seine Priester und Lehrer scharen. Daraufhin sind unzählige Geistliche und Lehrer verhaftet und erschossen worden, auf furchtbare Art zu Tode gequält worden oder auch nach dem weiten Osten verschickt worden." 1) Ist schon die schmähliche Flucht eines Bischofs ein beschämender Vorfall, so sind seine Aufrufe gegen die Besatzungsmacht unverantwortlich, lieferten sie doch den Vorwand für zahlreiche Morde an Unschuldigen.

Im April 1945 reiste Hlond nach Rom und erhielt umfassende Vollmachten für die Kirche in Polen. Diese mißbrauchte er für eine betrügerische Manipulation zugunsten der polnischen Vertreibungspolitik. Er forderte die deutschen Amtsbrüder, die im Gegensatz zu ihm in der Stunde der Not bei ihren Gläubigen ausgeharrt hatten, unter Berufung auf die päpst-

liche Anordnung zum Rücktritt auf. Jedoch hatte er hierfür weder Vollmacht, geschweige denn Weisung. Sobald dies in Rom bekannt wurde, forderte der Vatikan ihn zur Stellungnahme auf. In einem ausführlichen Brief vom 24. Oktober 1946 entschuldigte sich Hlond dreimal für seinen "Fehler", betonte aber gleichzeitig, seine Handlungsweise sei notwendig gewesen, er habe der "Kirche gut gedient".

Für die Deutschen gebe es Seelsorge in deutscher Sprache, was ebenfalls eine Lüge war. Der Gebrauch der deutschen Sprache war unter schwerer Strafe verboten. In seinem Brief von 1946 offenbarte Hlond obendrein eine zutiefst unchristliche Haltung, die man keinem einfachen Priester durchgehen ließe: "Mit dem Weggang (!) der Deutschen stirbt dort die Häresie ... Der germanische Protestantismus erhält einen mächtigen Stoß." Der Brief enthält zudem ausgesprochen antisemitische Ausfälle wie bereits in einem Hirtenbrief Hlonds von 1936.

Der Vatikan war in einer mißlichen Lage. Er konnte den polnischen Primas nicht gut bloßstellen, da es starke Spannungen zwischen den polnischen Bischöfen und dem Staat gab. Er nahm aber bis 1958 im Päpstlichen Jahrbuch keinerlei Notiz von Hlonds "Neuordnung". Kann ein solch machiavellistischer Kirchenfürst Vorbild für Christen sein? Der Pastoralrat der Katholiken des Erzbistums Breslau bezeichnet in einem Schreiben an den Vatikan eine Seligsprechung Hlonds als "offenen Schlag ins Gesicht" zahlreicher Gläubiger Schlesier. Die Deutsche Bischofskonferenz trug gleichfalls schwere Bedenken gegen eine Seligsprechung Hlonds vor. Ungeachtet dessen meldete die Katholische Presseagentur Polens, daß "die deutschen Bischöfe keine Einwände bezüglich der Seligsprechung von Kardinal Hlond hätten." Soll hier, wie bei Hlond, der Zweck die Mittel heiligen? Dieser unmoralische Grundsatz wurde von der Kirche gemäß der Lehre des hl. Paulus (Röm. 3,8) stets als unchristlich verworfen. Noch einmal: Ist Kardinal Hlond ein Vorbild für Christen? Diese Frage kann nur mit einem klaren "Nein" beantwortet werden. Seine Seligsprechung würde nicht nur die Heiligenverehrung der Kirche in Mißkredit bringen, sondern wäre für alle rechtlich Denkenden eine ungeheure Provokation.

Pater Lothar Groppe SJ
DOD 27.03.1997

Verschiedenes

Regina Protmann - Der Seligsprechungsprozeß der katholischen Kirche für die Braunsberger Bürgerstochter aus dem 15./16. Jahrhundert ist einen entscheidenden Schritt weitergekommen.

Die Kongregation für die Selig- und Heiligsprechungsprozesse des Vatikans hat am 17.12.1996 in Anwesenheit des Papstes u.a. das Dekret veröffentlicht, welches betrifft:

> "den heroischen Tugendgrad der Dienerin Gottes
> Regina Protmann, Gründerin und erste Generaloberin
> der Kongregation der Schwestern von der hl. Katharina J.M.;
> geboren 1552 in Braunsberg im Ermland (heute Polen);
> gestorben am 18. Januar 1916 in Braunsberg (heute Polen)".

Mit dieser feierlichen Bestätigung des "heroischen Tugendgrades" ist eine der wesentlichen Voraussetzungen für eine Seligsprechung erfüllt. Die Generaloberin der Katharinenschwestern teilte uns mit, daß die Arbeiten des Seligsprechungsprozesses gut vorangehen.

Schülerkapelle in Mehlsack - Anton Polkähn schreibt:

Ich spielte von 1932 bis ca. 1934 in der Schülerkapelle in Mehlsack; der Leiter war Lehrer Knobelsdorf. Wir waren 40 Spieler und haben zu Weihnachten Konzerte bei Kohlhas gegeben und auch am Taftersee zum Tanz gespielt. Leider kenne ich nur noch zwei der Namen. Leo Schwalke und Edi Torner, auch zwei Söhne von der Musikkapelle Teichert aus Mehlsack. Ob wohl noch einige aus der Schülerkapelle am Leben sind? Vielleicht hat auch noch jemand ein Foto? Ich kam erst 1949 aus polnischer Gefangenschaft und besitze deshalb keinerlei Fotos.

Bitte melden: bei Anton Polkähn, Trajahnstr. 11a, 47443 Moers,
Telefon: 0 28 41 - 5 23 36.

Zum Beitrag (Schülerreferat) im Heimatbrief Nr. 9/1996 auf Seite 74-77

Braunsberg im Zweiten Weltkrieg

schreibt Aloys Latki:

Als Zeitzeuge von 1945 bis Januar 1947 in Braunsberg fühle ich mich veranlaßt und verpflichtet zu folgender Richtigstellung:

Seite 75, zweite Zeile: Die Bierbrauerei (BAB) war schwerst bombenbeschädigt. Ein Elektrizitätswerk gab es nicht. Das Haus Langgasse 2/4 war zerstört. Braunsberg bekam elektrischen Strom vom Ostpreußenwerk Friedland, welches Ende Januar 1945 gesprengt wurde. Einige Dörfer, u. a. Neu Passarge, erhielten bis Mitte Februar 1945 elektr. Strom (110 V) aus Pettelkau; dann wurde auch dieses Werk gesprengt.

Die zwei Braunsberger Molkereien waren ebenfalls zerstört: die Zentralmolkerei am Baderberg ebenso wie die Molkerei in der Berliner-/Malzstr. Die Große Amtsmühle und die Mühlenbrücke waren gesprengt. Die einzige erhalten gebliebene Mühle war Wecklitzmühle. Doch auch sie überlebte nicht lange. Einen Tag bevor das Gebiet in polnische Verwaltung überging (24.08.1945) wurde sie von den sowjetischen Soldaten in Brand gesteckt.

Seite 75, "Die Deutschen verlassen die Heimat": Beim Einmarsch der Roten Armee am 20.03.1945 gab es keinen deutschen (versteckten) Pfarrer in Braunsberg. Erzpriester Bernhard Gischarowski von St. Katharina war in Danzig; erst Anfang Mai kam er nach Braunsberg zurück. Pater Max Casper CSSR von der Kreuzkirche war in Pillau, dann in Königsberg. Er kam am Tag vor Pfingsten nach Braunsberg zurück. Pfarrer Alois Bönigk von der Neustädtischen Gemeinde traf Mitte August wieder in Braunsberg ein.

Seite 76, 4. Zeile von oben: Im Monat März 1946 lebten in Braunsberg weit mehr als 835 Deutsche, trotz vieler Todesfälle und einer steten Abwanderung. In Neu Passarge, ich lebte in diesem Zeitraum selber dort, waren es weniger als 50 Deutsche, die ich zum größten Teil noch nament- lich nennen könnte.

Seite 76, 3. Absatz: Nach Aufnahme der Gottesdienste in der Kreuzkirche, etwa Ende April 1946, gab es keine wie angeführte Prozession von der Neustädtischen Kirche zur Kreuzkirche. Zu dem Zeitpunkt war be-

reits die evangelische Kirche für katholische Gottesdienste übernommen und die bisherige Neustädt. St. Trinitatis-Kirche als polnische Volksküche genutzt. Eine Prozession an der deutsche und polnische Gläubige teilgenommen haben fand am Nachmittag des Fronleichnamsfestes im Garten der Kreuzkirche statt (das war bereits Tradition aus früheren Jahren). Dabei wurden auch deutsche Lieder gesungen und in deutscher Sprache gebetet. (Ich habe in den Braunsberger Schulheften, Weihnachten 1991/Heft 54, Seite 69-75 ausführlich über "Kirchliches Leben unter Bomben, Flammen, sowj. Okkupation, in Ruinen und unter polnischer Verwaltung" ausführlich berichtet).

Seite 76, vorletzte Zeile: Eisenbahnverbindung mit Elbing gab es bereits im August 1946, nicht erst im Jahre 1952. Am 01.01.1947 wurde unser Transport von Braniewo/Braunsberg über Güldenboden, Pr. Holland, Osterode, Thorn usw. geleitet.

Nachtrag der Redaktion: Die fehlerhafte Berichterstattung der polnischen Schülerinnen ist diesen wohl nicht anzulasten, da sie nicht aus eigener Erfahrung und eigenem Erleben berichtet haben. Ihre Quelle ist vielmehr das polnische Buch: BRANIEWO von Alojzy Szorc / Stanislaw Achremczyk, Olsztyn, 1995. Leider steht dieses Buch in deutscher Sprache nicht zur Verfügung und die alten Braunsberger waren mit der polnischen Sprache nicht vertraut. Auf dieses Buch und das kurze Nachwort in deutscher Sprache sind wir bereits im HB Nr. 8, S. 97 ff eingegangen. Wir könnten uns denken, daß bei Kenntnis des vollständigen Inhalts, vieles zu beanstanden bzw. richtig zustellen wäre.

Suchanzeigen:

Gesucht wird: - Alfred Bludau aus Mehlsack-Abbau, geboren etwa 1935/36; seine Mutter war eine geborene Austen.
Nachricht erbittet: Gerda Schmidt, Dredener Str. 13, 01471 Radeburg

Reiseberichte

Die ehemaligen Bewohner des Kirchspiels Lichtenau waren vom 28.08. bis 08.09.1996 in der Heimat.

Zur diesjährigen Reise nach Ostpreußen trafen sich die Teilnehmer, es waren 28 Personen, in Mönkehagen am 28.08. um 06.00 Uhr. Eine beachtliche Zahl der Teilnehmer kannten sich von der letzten Heimatreise im Jahre 1995. Es fand eine herzliche Begrüßung statt. Andere, die noch fremd oder unbekannt waren, wurden sehr schnell in die Gruppe miteinbezogen.

Die Reiseroute führte durch Sachsen-Anhalt - Magdeburger Börde (ein sehr fruchtbarer Landstrich) und die Mark Brandenburg. Sonnenblumenfelder, abgeerntete Getreideflächen, weitreichende Kiefernwälder, Heidelandschaften mit Schafherden boten ein abwechslungsreiches Bild. Das Oderbruch liegt vor uns, eine Moorlandschaft von besonderem Reiz. Im Hintergrund die Seelower Höhen. Hier fanden im Frühjahr 1945 mörderische Kämpfe statt. 36.000 russische und 9.000 deutsche Soldaten sollen hier gefallen sein.

In Küstrin, eine ehemalige preußische Festungsstadt, erreichen wir die polnische Grenze. Hier eine sehr schleppende Abfertigung. In Deutsch Krone, das nur noch z.T. alte Bausubstanz aufweist, dominieren häßliche Plattenbauten. Ein alter Schiffahrts- und Handelsplatz ist Bromberg. Der Bromberger Kanal, der bereits 1774 erbaut wurde, verbindet die Oder mit der Weichsel über Brahe und Netze. Daß es eine reiche Stadt war, zeigen die prachtvollen Bauten, die zum Teil voll restauriert sind. Wir nächtigen hier im Hotel "Adler", ein sehr vornehmes Haus. Ein kurzer Aufenthalt ist in Thorn vorgesehen. Mächtig erhebt sich die alte Festungsstadt am Ufer der Weichsel. Gotische Ziegelbauten, Kirchen und das Rathaus zeigen eindrucksvoll den Einfluß des deutschen Ordens. In Thorn wurde Nikolaus Kopernikus geboren. Ein Denkmal vor dem Rathaus erinnert an den großen Sohn dieser Stadt. Weiter ging es über Osterode-Allenstein-Guttstadt (dort kurze Besichtigung der Kollegiatskirche) - nach Heilsberg, wo wir gegen Abend eintrafen.

Lichtenau war unser nächstes Ziel. Je näher wir unserem Dorf kamen, zeigte sich eine gewisse Nervosität bei den Lichtenauern. Der Bus hielt

auf dem Grundstück der ehemaligen, kleinen Schule. Da standen wir nun, ein, wie ich meine, etwas hilflos wirkendes Häufchen. Im Dorf selbst alles leer und still, auch irgendwie fremd. In der Kirche, die sich in sehr gutem Zustand befindet, sprachen wir ein Gebet und sangen ein Lied (ich weiß nicht mehr welches). Hier war es wie früher, die Vertrautheit kehrte zurück. Dann gingen wir über den alten Friedhof zu den Stellen, wo wir die Grabstätten unserer Angehörigen vermuteten. Der ehemalige "neue Friedhof" ist in einem unwürdigen Zustand. Es wäre sehr wünschenswert, wenn sich hier etwas tun würde. Die Eschenauer, Lichtenauer und Lotterbacher machten sich nun auf den Weg zu den Stätten ihrer Kindheit. Der Bus fuhr weiter nach Mehlsack, kehrte nachmittags zurück und brachte uns nach Heilsberg.

Familie Roski und wir, die Dannenberg's, wurden von Herrn Krol abgeholt. Auf der Fahrt zu unserem ehemaligen Hof kamen mir die Tränen. Ich gebe zu, daß es mir schwer gefallen ist, alles so zu akzeptieren, wie es eben ist. Dort angekommen, wurden wir von Frau Krol herzlich begrüßt und bestens bewirtet. Nach einem Rundgang über einen Teil unserer ehemaligen Felder zum Spielkeberg, wo eine stattliche Viehherde weidete, beendeten wir unseren Besuch. An die Hofstellen unserer Nachbarn Porsch, Krause und Dittrich Steinkerwalde, erinnern nur noch Buschwerk oder wild gewachsene Baumgruppen. Das Grundstück von Albert Graw ist dem Verfall nahe. Dort wohnt niemand mehr, die letzte Bewohnerin ist verstorben.

Am nächsten Tag gelangen wir nördlich Bartenstein in den russischen Teil Ostpreußens. Dort bot sich ein trostloses Bild. Völlig veränderte Strukturen. Dörfer, wenn überhaupt noch vorhanden, verkommen und riesige versteppte Landstriche. Mitunter sah man große Viehherden, die von berittenen Hirten gehütet wurden. In Königsberg wurde am Hauptbahnhof eine kurze Pause eingelegt. Auch hier ein trauriges Bild. Armselige Menschen boten ihre Habe zum Verkauf an. Viele Bettler auf der Straße auch Kinder und seltsame Typen. - Über Cranz erreichten wir die Kurische Nehrung und fuhren südlich Nidden über die Grenze nach Litauen. Auf guten Straßen kamen wir durch üppige Laub- und Nadelwälder zum Memeler Tief. Mit der Fähre setzten wir nach Memel über, eine Stadt, die mir sehr gefallen hat. Leider reichte die Zeit nur für einen kurzen Abstecher zum Theaterplatz. Vor dem Theater, das mit deutschen Spenden renoviert wurde, steht wieder das Denkmal mit dem "Ännchen

von Tharau". Wir machen dann noch einen Ausflug nach Polangen, besichtigen das sehenswerte Bernsteinmuseum, das im Palais des Grafen Tiskiewicz untergebracht ist. Sehr schön angelegt und gepflegt ist der Park, in dem sich das Schloß befindet. Der Strand von Polangen ist weit, weiß und sauber. Wir machten am Ufer einen langen Spaziergang, suchten nach Bernstein, leider ohne Erfolg.

Am folgenden Tag verließen wir Memel und hatten dann noch Gelegenheit uns im Meeresfreilichtmuseum in Sandkrug umzusehen. Dort standen alte Fischkutter, Wohnhäuser bzw. Katen und Wirtschaftsgebäude, die uns veranschaulichten, wie die Menschen im 18. und 19. Jahrhundert gelebt und gearbeitet haben. Unvergeßlich der Spaziergang in Schwarzort zum Hexenberg. Am Wegesrand riesige Holzplastiken mit Motiven aus der heidnischen (prussischen) Geisterwelt. Wir kommen nach Nidden. Ein bezauberndes Stückchen Erde. Die gepflegten Grünanlagen, die sich am Haffufer entlang ziehen, luden zum Verweilen ein. Zu Nidden gehört die hohe Düne, die an ihrer höchsten Stelle ca. 70 m mißt und dann steil zum Haff abfällt. Staunend stehen wir vor dieser Landschaft. Barfüßig machen wir uns für einige Stunden in dieser einzigartig schönen Natur auf den Weg und genießen die

Stille, das Licht und das in der Ferne glitzernde Haff. Leider auch hier wieder Grenzgebiet. Litauische und russische Soldaten kontrollieren ihre Territorien. Ein kurzer Besuch galt dem Thomas-Mann-Haus, das als Museum eingerichtet wird.

Ein Erlebnis besonderer Art war die Schiffahrt über das Haff in ein stilles Naturparadies, das Memeldelta nach Ruß und Minge. Von der Anlegestelle führte eine kleine Straße in den Ort Ruß, der wie ausgestorben wirkte. In der Ortsmitte, umgeben von alten Laubbäumen, stand die Kirche, die wieder ihre alte Funktion erhalten hatte. Der ev. Pastor begrüßte uns, erzählte über seine Arbeit und den kaum zu überwältigenden Problemen. Ich hatte den Eindruck, daß die Menschen hier - wirtschaftlich gesehen - um ihre Existenz sehr kämpfen müssen. Der einzige Arbeitgeber, eine Fischfabrik, steht still und wieder ist die russische Grenze in unmittelbarer Nähe. Nach kurzer Flußaufwärtsfahrt auf dem Fluß Minge erreichen wir die Ortschaft Minge. Bei einer deutschen Familie machen wir Rast. Für Proviant hatten unsere Kapitäne gesorgt, den wir in freier Natur verzehrten. Auch hier lernten wir die Sorgen und Nöte dieser Leute kennen. Sie sind dankbar für jede Unterstützung, die aus Deutschland kommt. Durch den aufkommenden Wind war die Rückfahrt etwas unruhig, aber niemand ging über Bord.

Wir verlassen Nidden und machen kurz Halt in Rossitten. Ein Ornithologe gab uns einige Informationen über den Vogelzug. Er kennzeichnete gerade ein Vögelchen (Grasmücke). In Königsberg hielten wir noch kurz am ehemaligen "Kneiphof", besuchten die Domruine und das Kant-Grabmal. Der Domplatz wirkt gepflegt, am Erhalt der historischen Ruine wird gearbeitet. An den Seitentrakten sind die Fenster restauriert. Das Gewölbe ist nicht vorhanden, ein seltsamer Anblick.

Nach den üblichen Kontrollen fahren wir über Landsberg-Mehlsack-Braunsberg nach Frauenburg. Immer, wenn ich das Frische Haff sehe, denke ich an das Jahr 1945, jene schrecklichen Tage auf dem Eis. Wir hatten Glück und entkamen dem Inferno. Jedoch unzählige Menschen haben mit ihrem Leben bezahlt. Auf dem Landweg über Elbing kommen wir nach Kahlberg. Das einstmals sehr beliebte Ostseebad ist nicht wieder zu erkennen, wirkt ansonsten aber sauber und einladend. Beeindruckend der Ostseestrand bei starker Dünung - ein Naturschauspiel!

In Danzig haben polnische Restauratoren eine Glanzleistung vollbracht. Nach der Zerstörung im letzten Krieg leuchtet die Innenstadt in alter Pracht. Wunderschön sind die prachtvollen Fassaden mit den dazu gehörenden Beihöfen und den mächtigen Stadttoren. Das Altstadtbild wird von der Marienkirche geprägt, das größte Bauwerk der deutschen Backsteingotik. Sie beherbergt wertvolle Kunstschätze, u.a. eine astronomische Uhr (1460), das "Jüngste Gericht" (15. Jhdt.), ein Taufbecken (1682). Den Tag in Danzig beenden wir mit einem festlichen Essen, das gleichzeitig unser Abschiedsessen war.

Am nächsten Tag ging es weiter durch die südliche Kaschubei. Einsame Seen, kultivierte Felder mit gepflegten Höfen und Dörfern, geben diesem Gebiet eine besondere Note. Kurze Pause in der Karthauser Klosterkirche, die sehr prunkvoll ausgestattet ist. Besonders aufgefallen ist mir das kunstvoll geschnitzte Chorgestühl. Am Abend erreichen wir Stettin. Bei einem kurzen Spaziergang durch die Straßen begegnete uns allerlei Gesindel, so daß wir froh waren, wieder im sicheren Hotel zu sein. Es war schade, daß wir an diesem letzten Tag, nach einer so schönen und in jeder Hinsicht beeindruckenden Fahrt, dieses Erlebnis hatten.

Wir nahmen Abschied voneinander, Abschied auch von einem Land, in dem unsere Wurzeln liegen.

Magdalena Pittroff geb. Dannenberg

Die Fahrten ins Kirchspiel Plaßwich erfreuen sich zunehmender Beliebtheit

Die beiden Gruppenreisen des Jahres 1995 hinterließen ein derart positives Echo, daß wir uns entschlossen, solche Reisen auch in Zukunft anzubieten. Gerade bei der jüngeren Generation und den "Angeheirateten" hat sich ein deutliches Interesse gezeigt.

So starteten wir vom 12.05. bis 19.06.1996 zum gewohnten Quartier im Hotel Kopernik in Frauenburg.

Die Fahrt verlief mit einer Zwischenübernachtung in Schneidemühl über Thorn - Osterode - Elbing und am Frischen Haff entlang nach Frauenburg.

Am dritten Tag unserer Reise stand der Besuch der jeweiligen Heimatorte auf dem Programm. Dabei konnten wir mit dem Plaßwicher Pfarrer Kaminski einen gemeinsamen Gottesdienst am Himmelfahrtstag vereinbaren.

Am darauf folgenden Tag unternahmen wir eine Fahrt von Elbing über den Drausen-See und den Oberland-Kanal bis Buchwalde. Hierbei gab es erhebliche Verzögerungen an der Anlegestelle in Elbing (technische Inspektion an unserem Schiff - Notwendigkeit oder Willkür?) Immerhin hatte diese Verzögerung für uns erhebliche Auswirkungen, hatten wir doch vor, in Braunsberg an dem Volksfest von 250 Braunsbergern mit der polnischen Bevölkerung und der deutschen Minderheit teilzunehmen. So konnten wir nur noch an der gemeinsamen Schlußveranstaltung im Artushof teilnehmen.

Am Himmelfahrtstag feierten wir dann einen Gottesdienst in der Plaßwicher Pfarrkirche, an dem auch eine größere Zahl polnischer Gläubiger teilnahm. Unser Reiseteilnehmer Pfarrer Bombeck hielt den Gottesdienst und auch die Predigt, die von der polnischen Reisebegleiterin ins Polnische übersetzt wurde. Der Plaßwicher Pfarrer konzelebrierte.

Erfreulicherweise gab es nach der Feier der Eucharistie keine Berührungsängste zwischen den früheren und heutigen Bewohnern von Plaßwich. Die polnischen Teilnehmer waren von dem deutschen Gottesdienst und dem Gesang der ermländischen Lieder äußerst angetan.

Anschließend wurde ich in meine ehemalige Schule, 100 m von der Kirche entfernt eingeladen und konnte mich nach Besichtigung "meines" Klassenzimmers ins "Goldene Klassenbuch" (= Gästebuch) eintragen.

Leider vergehen solche erinnerungsträchtige Tage viel zu schnell und so verließen wir nachmittags Plaßwich, um am Abend an einem Orgelkonzert im Frauenburger Dom teilzuhaben. Die Besteigung des Glockenturmes (heute Museum) durfte an diesem ereignisreichen Tag schließlich nicht fehlen.

Donnerstag, den 17.05. unternahmen wir eine sehr schöne Fahrt durch das Ermland nach Masuren und hatten Gelegenheit zu einer Besichtigung mit Orgelkonzert der Kirche zu Heiligelinde.

In Krutinnen war im Restaurant "Krutynianka" bereits die Terrasse für unser Mittagessen hergerichtet worden. Das Essen schmeckte vorzüglich! Anschließend bestand die Möglichkeit auf der Krutinna zu "Staken". Die Rückreise nach Frauenburg ging über Allenstein - Wormditt mit einem nochmaligen kurzen Zwischenstop in Plaßwich, sozusagen zum Abschiednehmen vom Heimatort.

Die zweitägige Rückreise über Elbing - Danzig - Lauenburg - Stolp - Köslin - Stettin - Berlin verlief reibungslos. Die Reisegesellschaft war bester Laune und hatte sich viel zu erzählen. Es herrschte schon hier allgemeines Interesse an einer abermaligen Wiederholung dieser ereignisreichen Fahrt in die Heimat, selbst beim Senior (82 Jahre jung!) unserer Gruppe.

Ewald Grunenberg

In Pettelkau,
da ist der Himmel blau,
da tanzt der Ziegenbock
mit seiner Frau

In den letzten beiden Jahren wurde bei den Gottesdiensten unseres Kreistreffens in der St. Clemens-Kirche in Münster-Hiltrup die Kollekte für den Wiederaufbau der Wallfahrtskirche Pettelkau gehalten.

Obwohl ich die Kirche gut kenne, war mir dennoch nicht bekannt, daß es eine "Wallfahrtskirche" ist. Allerdings sah ich 1938 eine etwa achtköpfige Gruppe aus Mehlsack in Pettelkau, die ich in meiner Einfalt für Touristen gehalten habe.

Erstmals dürfte ich 1934 nach Pettelkau gekommen sein, und zwar zusammen mit meinen Eltern und Brüdern, im Schlitten des Ackerbürgers Johannes Rehnke (Schulstr.). Es war ein 9. Januar, denn mein Onkel Paul, feierte Geburtstag. Während die Älteren Skat spielten, beschäftigte ich mich mit einem ganz jungen Kätzchen, welches ich gern nach Hause mitgenommen hätte. Ich meinte, es in einer Zigarrenkiste transportieren zu können. Damals spielte ich auch schon mit Karten, denn mit dem Teppich baute ich Kartenhäuser. Am nächsten Tag hatte mein Bruder Erich Geburtstag, dessen Pate Onkel Paul war. Auf der Rückfahrt ging es durch den Stadtwald, wo zu nächtlicher Stunde ein Zugtau riß. Ackerbürger Rehnke meisterte irgendwie die Situation.

Meine älteren Brüder sind in ihren Schulferien öfter nach Pettelkau gekommen, denn Onkel Paul wirkte dort als Pfarrer; im ersten Weltkrieg war er Divisionspfarrer gewesen und von 1913 - 1926 Kaplan an der altstädtischen Pfarrkirche in Braunsberg. Von seinen Täuflingen dürften wohl noch einige leben, so wie ich selbst. Mußte er das Allerheiligste in der Monstranz auf dem Hochaltar aussetzen, benötigte er wegen seiner kleinen Statur ein Trittchen. Kam er in späteren Jahren einmal nach Braunsberg, so zelebrierte er stets am St. Nikolaus-Altar - vorne rechts.

Meinen Brüdern gefiel es in Pettelkau gut, die etwas resolute Wirtin weniger, da sie dem "Besuch" Hausarbeiten aufbürden wollte. Darum hielten sich meine Brüder schlauerweise möglichst beim Onkel auf, denn in seiner Gegenwart konnten andere nicht kommandieren.

Einmal hatte ich Gelegenheit, mit dem Einspänner des Onkels, kutschiert von Bruder Franz, nach Pettelkau zu fahren. Die "Sporthallen" (Deckname für die Kasernen) waren noch nicht gebaut und in gleichmäßigem Trab ging es an der Katzengrund vorbei, durch Zagern, an Fehlau vorbei nach Pettelkau. Zurück nach Braunsberg brachte mich mein Bruder mit seinem Fahrrad; ich saß auf der Querstange. Mein Onkel bewirtschaftete sein Pfarrland mit Hilfe des Herrn Riediger mit gutem Erfolg. So kam Onkel ab und zu mit dem Wagen nach Braunsberg, z. B. zum Konveniat. Meistens fuhr er jedoch mit der Eisenbahn ab Bahnhof Tiedmannsdorf. Aus seiner Braunsberger Zeit kannte er viele Leute, so daß er von manchen zum Kaffee eingeladen wurde. Seltsamerweise traf er, wenn er Kurzbesuche bei uns machte, meine Mutter oft in der Waschküche an. Im 3. Reich vermied er den "deutschen Gruß" und zog vor den zwei Kreuzen in der Malzstraße bzw. an Dreizehnlinden stets seinen Hut. "Eher kaufe ich drei neue Hüte, als die Hand zu heben!", bekundete er damals. Wegen mangelnder Flexibilität gegenüber den braunen Herren kam er mehrmals mit der Obrigkeit in Konflikt, einmal wegen Fehlens der Fahne auf dem Kirchturm an einem Staatsfeiertag bzw. im Kriege wegen angeblich falscher Angabe der Hühnerstückzahl bei einer Viehzählung. So lernte er auch das Untersuchungsgefängnis in Braunsberg von innen kennen.

Der liebe Onkel war zuweilen recht knurrig, und seiner Hand konnte auch "Mutzköpfe" austeilen, wie mir am 15.09.1995 von einem seiner späteren Pfarrkinder aus Bludau-Heinrichsdorf als "Zeitzeuge" bestätigt wurde.

Wenn ich in den 30iger Jahren mit dem Fahrrad nach Pettelkau fuhr, erwartetet mich stets ein angenehmer Aufenthalt. Die neue Wirtin, Fräulein Ehlert, war herzensgut und der Onkel gewöhnlich in guter Laune. Gern ging ich mit dem Schäferhund Wolf spazieren, meistens zum Kanal. Sein Vorgänger Tell war nächtens wegen Wilderns im Wald vom zuständigen Förster erschossen worden. Wolf war sehr treu und wanderte nach dem Umzug des Onkels nach Bludau den Weg nach Pettelkau ganz allein zurück.

Damals wollten wir die Kirche fotografieren, aber eine Außenaufnahme war wegen der hohen Bäume und eine vom Inneren wegen zu schwacher Beleuchtung nicht möglich. Am Pfarrhaus war ein Weinstock, doch die

Trauben waren klein und wenig süß. Onkel Paul spielte gern Skat und tat dies auch beim Landwirt Salditt in Fehlau. In Braunsberg war eine Salditt-Tochter in der Bank der ostpr. Landschaft; ein Nachkomme der Salditts ist heute in Nürnberg als Arzt beim medizinischen Dienst im Großversandhaus Quelle tätig.

Im Urlaub ließ sich mein Onkel manchmal von einem Steyler Pater aus St.Adalbert vertreten. In Erinnerung geblieben ist mir ein Pater Marschke, ein netter Herr, der interessant aus seinem Missionsgebiet zu erzählen wußte. Mindestens einmal im Jahr tauschte mein Onkel Paul in den Ferien seinen Platz in Pettelkau mit dem seines geistlichen Bruders Aloys in Mehlsack.

Etwa 1937 hatten meine Eltern und ich Gelegenheit, mit einem Kutschwagen aus der Artillerie-Kaserne nach Pettelkau zu fahren; es war ein wunderschöner Sommertag. Im Pfarrstall wurden die Pferde ausgespannt. Später fuhren wir durch die Passarge nach Schalmey und wieder zurück über Zagern (wo wir bei Landwirt Knobloch, der so stramme Pferde hatte, kurz Station machten) nach Braunsberg.
Im nächsten Jahr bekam Onkel Paul die Pfarrstelle in Bludau übertragen. Beide Kirchen in Bludau und Pettelkau hatten einen hölzernen Turm.

Im Februar 1945 war ich als Soldat noch in Zagern, als in Pettelkau bereits die Russen waren. Bei einem Ermländertreffen in Nürnberg erfuhr ich nähere Einzelheiten über die Situation in Pettelkau während der erbitterten Kämpfe und wie es dem letzten Pfarrer von Pettelkau, Pfarrer Moschall, ergangen ist.

Erst 1995 sah ich Pettelkau wieder. Vom alten Dorf ist kaum noch etwas übrig, nur das Pfarrhaus steht und die Kirche ist im Wiederaufbau. Von den übrigen Gebäuden des Pfarrhofes war nichts zu sehen. Um die Kirche war ein hölzerner Bauzaun gezogen, so daß man an das Gotteshaus nicht heran kam. In der Nachkriegszeit soll die Kirche dem Vernehmen nach als Landmaschinenhalle gedient haben.

Pettelkau ist ein Teil meiner Jugend, an den ich mich gerne erinnere.

Alois Mattern

Erinnerungen an Wecklitzmühle bei Braunsberg
Aloys Mattern

Sie gewährte mir 1945 noch am letzten Tag Schutz. Beim Abzug der Wehrmacht wurde sie anscheinend - wie so manche anderen Gebäude - gesprengt.

Von etwa Anfang März 1945 lag ich mit anderen Kameraden der 1. Pz.-Jg.-Kompanie 349 als Armee-Reserve in einigen Häusern der Professor-Thienemann-Str. in Braunsberg. Vorher waren wir noch an der Autobahn und bei Stangendorf eingesetzt. In der Ruhezeit übten wir mit der Panzerfaust bzw. dem "Ofenrohr" in der Nähe der Katzengrund und bauten einige Bunker bei der Wecklitzmühle.

Da Braunsberg geräumt werden sollte, versammelten wir uns am Montag (19.3.45) vor der Wecklitzmühle. Als wir gerade abmarschieren wollten, wurden wir von russischen Flugzeugen angegriffen und suchten in der Mühle Deckung; ihre starken Mauern schützten uns gut. Flußabwärts der Anlegebrücke überquerten wir auf einer Schiffsbrücke die Passarge und fanden Unterkunft in den ersten Häusern der Ritterstraße auf der linken Seite. Dort verbrachten wir den restlichen Tag.

Ab und zu schlugen Granaten in der Nähe ein. Weil das Kino am Markt (Hans-Herder-Lichtspiele) gesprengt werden sollte, mußten wir zur festgesetzten Zeit die Fenster öffnen, um das Zerbrechen der Scheiben zu vermeiden. Eine seltsame Rücksichtnahme, denn wenige Stunden später, nach Eintritt der Dunkelheit, in der Nacht vom 19. zum 20. März 1945 wurde Braunsberg den Russen preisgegeben.

Im Flüchtlingstreck von Ostpreußen nach Rogätz

Erinnerungen von Margarete Voigt

Braunsberg in Ostpreußen - Anfang Januar 1945 verwies uns immer lauter werdendes Grollen auf die näherrückende Front. Tiefflieger flogen über die Stadt und beschossen alles, was sich bewegte. Uns wurde mitgeteilt, daß alle die Stadt in Richtung Ostsee zu verlassen hätten. Eilig packten Mutti und Vati - er hatte schon in den ersten Stunden des Krieges den Arm verloren - auch noch Lebensmittel in die seit längerer Zeit gepackten Koffer. Dann ging es los zum Sammelplatz. Zum ersten Mal mußten wir unser Heim verlassen. Da war ich gerade sieben Jahre alt. Meine Schwester Ursula war vier, Inge, die Jüngste, gerade mal zehn Monate alt.

Der Treck der Bauern zog sich durch Braunsberg, und jedem Wagen wurde von den Militärs jeweils eine weitere Familie zugewiesen, um sie übers Haff mitzunehmen. Ich kann mich noch recht gut an die endlos lange Wagenkolonnen erinnern.

Auf dem Weg zum Haff, und auch dort selbst, hatten wir viele Tiefflegerangriffe zu überstehen. Wagen versanken und mit ihnen unzählige Menschen in den eiskalten Fluten. Überall kamen wir an Kranken, Sterbenden und Toten vorbei. Jahrelang konnte ich den Anblick der sinkenden und wieder auftauchenden, leergespülten Wagen und die toten Pferde nicht vergessen, die in den großen Bombenlöchern im Eis trieben. Wir übernachteten im Freien.

So ging es bis Danzig. Dort wohnte eine Tante. Sie war der Treffpunkt für die Familie. Wir lebten schließlich mit sechs Familien dort und waren über jeden, der eintraf, glücklich. Doch dann erkrankte Inge. Sie mußte ins Krankenhaus. Die Schiffsüberfahrt nach Dänemark konnte nicht angetreten werden. Einen Tag nach ihrem ersten Geburtstag durfte Mutti unsere jüngste Schwester wieder nach Hause holen, da aber erkrankte unser Vater und mußte mit hohem Fieber eingeliefert werden.

Eines nachmittags gingen Mutti und ich zum Krankenhaus durch eine lange Kastanienallee, als sie mich plötzlich unter ihren Mantel zwängte. Ich sollte nicht sehen. Und doch lugte ich durch ein Knopfloch. Deutsche Soldaten waren an den Bäumen aufgehängt worden. Um ihre Hälse hin-

gen Pappschilder, auf denen stand "Verräter", "feige" und ähnliches. Ich verstand nichts von dem, was da geschehen war. Es dauerte lange, bis Mutti mich beruhigt hatte. Vater starb wenige Tage danach. Einen Tag vor der Einnahme von Danzig wurde er in einem Massengrab beigesetzt, während die Artillerie ständig schoß. Ich werde nie vergessen, wie er einmal sagte: "Wenn der Russe das mit den Deutschen macht, was die Deutschen in seinem Land angerichtet haben, dann Gnade uns Gott!"

Nun war er tot und wir mußten uns in einen Bunker verkriechen. Der lag auf einem Platz, umgeben von hohen Mauern. Stundenlang hörten wir die Einschläge und das Geheul der Stalinorgeln. Danzig war eingenommen. Der Anblick, der sich danach bot, war seltsam. Der Bunker war die höchste Erhebung ringsum. Danzig war sturmreif geschossen worden.

Nächtelang gelaufen und am Tage versteckt

Eines Tages beschlossen die Familien, wieder nach Braunsberg zurückzukehren. Die wenigen Habseligkeiten wurden zusammengepackt. Opa baute aus Teilen kaputter Wagen einen Karren. Nächtelang sind wir gelaufen, tags hielten wir uns versteckt. Es zogen nicht nur Militärs durchs Land, sondern auch die gefürchteten Zappzerapp-Jungs - elternlose Kinder, plündernd auf der Suche nach allem, was sie nur bekommen konnten. Immer wieder trafen wir Flüchtlinge, die uns zur Umkehr überreden wollten.

"Gleich sind wir zu Hause", beruhigte Mutti, "dann wird gegessen, gewaschen und ab ins Bett. Ihr könnt schlafen, solange ihr wollt." Mehr als das, was wir auf dem Leibe trugen, besaßen wir kaum. Als wir in unsere Straße einbogen, blieb Mutti jedoch mit einem markerschütternden Schrei wie angewurzelt stehen. Von unserem Zuhause war nichts, aber auch gar nichts mehr übrig. Alles war ausgebrannt. Nur die Außenwände standen noch. Auf der Suche nach einer Unterkunft gelangten wir schließlich zu einer älteren Frau, die uns aufnahm. Nicht lange, dann war Feueralarm. Von der polnischen Miliz wurden wir zu einem außerhalb gelegenen Gestüt gebracht. Fünf Erwachsene und fünf Kinder waren wir, und so teilten wir uns eine Pferdebox, bis wir im Herbst in das kleine Anwesen gegenüber ziehen durften. Opas Kraft war da längst zu Ende, er war gestorben.

Ab und an brach bei uns Kindern die Unbeschwertheit durch, wir spielten auf einem schönen Bodenraum Theater. Eine Bühne war mit Hilfe der Jugendlichen schnell gebaut. Ansonsten war es Tag für Tag unsere Pflicht, zu den Stützpunkten der Roten Armee zu ziehen, um dort am Schluß der Essenausgabe einen Schlag "Kapuszta" oder ein Stück Brot zu erhaschen. Sie hatten selbst nicht viel und doch gaben sie uns ab.

Ostpreußen wurde nach und nach mit aus ihrer Heimat ausgesiedelten Polen bevölkert, wir Deutschen aber sollten und wollten "Heim ins Reich". Anfang Januar 1947 - nach vielen Repressalien und Racheakten - kam der Bescheid, beim nächsten Transport wären wir dabei.

Mit unserem wenigen Gepäck wurden wir zum Verladebahnhof gebracht und in Viehwagen verladen. Mutti hatte eine Ecke im hinteren Waggonteil für uns erwischen können. Bei 30 bis 35 Grad minus schleppte sich der Zug nach Westen. Bei jedem Halt sortierte man die Verstorbenen aus, die beim Öffnen der Waggontüren von der Zugbegleitung hinausgeworfen wurden. Furchtbare Schreie der Angehörigen waren zu hören, die mich jahrelang im Schlaf verfolgten.

Endlich kamen wir in Magdeburg an. Das Durchgangslager mußte absolviert werden, dann ging es am 23. Januar 1947 - Omas 62. Geburtstag - ab Wolmirstedt per Lastwagen von Ortschaft zu Ortschaft. In Rogätz angekommen, wurden Mutti, wir drei Mädchen und die ältere Frau, die seit Braunsberg bei uns geblieben war, abgeladen. Oma, unsere Tante und die beiden Cousins fuhren weiter. Sie erzählten uns später, daß sie noch eine Weile fuhren und Angst hatten, nun weit entfernt von uns zu wohnen.

Gleich am nächsten Morgen ging Mutti sie suchen. Sie traf ihre Schwester, die den gleichen Gedanken getrieben hatte. Wir waren alle in Rogätz untergebracht. Wir bei Bäcker Luther in einer Dachstube, Tante und Oma in der Tangermünder Straße. Bald konnten wir gemeinsam in eine Wohnung ziehen. Oma betreute uns fünf Kinder und unsere Mütter gingen arbeiten.

Der Anfang war unendlich schwer. Als besonders deprimierend empfanden nicht nur sie, sondern auch wir Kinder, daß einige uns im Ort als "Pollacken" und "die aus der kalten Heimat" bezeichneten, waren wir doch gerade erst als "Nazischweine" von den Polen entlassen worden. Es waren wenige, weh tat es dennoch. Aber wir erfuhren auch Verständnis,

Hilfsbereitschaft und Zuneigung, als wir am 23. Januar ein Zuhause an der Elbe fanden.

Möge den Kindern ein Krieg erspart bleiben

Auch wieder an einem 23. Januar, dem 70. Geburtstag von Oma, kam meine Tochter zur Welt. Ein großer Wunsch durchzog mein Leben: Möge unseren Kindern und Enkeln soviel Schreckliches und Leidvolles, wie nur ein Krieg bringen kann, erspart bleiben. Bewundernswert ist, wie alle mehr oder weniger Betroffene, Ausgebombte, Ausgesiedelte wieder ihren Lebensweg gestalteten und das Beste aus den Trümmern im Land und in ihren Herzen machten.

Mit der
Verdienst- und Treuemedaille
der Kreisgemeinschaft Braunsberg (Ostpreußen)
wurden 1996 ausgezeichnet:

Aloys Lehmann	Tolksdorf / Eutin
Hedwig Lehmann geb. Schmidt	Frauenburg / Eutin
Alfred Lossau	Lichtenau / Reutlingen
Ernst Radau	Wagten / Münster
Manfred Ruhnau	Langwalde / Sankt Augustin
Heinz Schacht	Kaschaunen / Monschau

Eine eifrige Leserin unserer Heimatbriefe bat um Veröffentlichung eines Klassenfotos: Katholische Mädchenschule, Braunsberg, Sommer 1937, Einschulungsjahrgang Ostern 1935, Klassenlehrerin Frl. Woelki.

Namen - soweit bekannt -

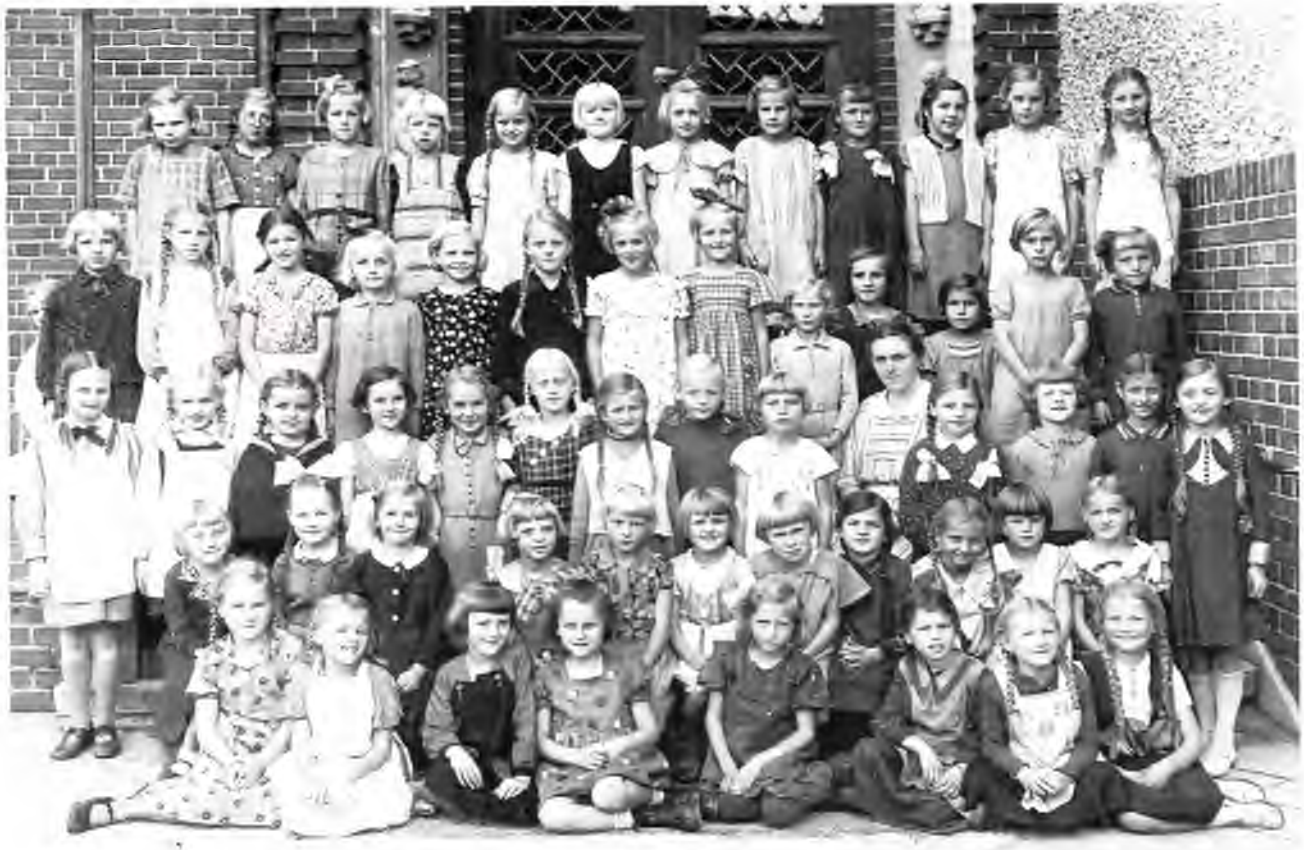
1. Reihe oben von links nach rechts:
Waisenkind(?), Gertrud Fischer, Waltraut Schwenzitzki, -- Peter(?), -- --, Margot Liedtke, Eva Merten, Monika Thibud, Sophie Preuschoff, Christel Dombrowski, Irmgard Pohlmann, Doris Engelbrecht;

2. Reihe: Eva Steffen, Anna Thibud, Monika Marquardt, Margarete Lange, Brigitte Prothmann, Anneliese Marx, Ursula Krüger, Karola Lischewski (Restetzki), Angelika Kluth, Ursula Siebert, Ursula Hohendorf, Thea Klatschewski(?), -- Klein;

3. Reihe: Dietlind Rudau, Christel Woiki, Gertrud Kolberg, Margarete Block, Ellinor Marquardt, Gertraud Kaftan, -- --, Eva Heider, Ursula Marquardt, Frl. Woelki, Gerda Sprehn, Irmgard Lambeck, Christel Braunsberg, Angela Pollach;

4. Reihe: Alice Sprindt, Renate Schmidt, Gertrud --, -- --, Gisela Köhler, Helga Baltzer, Anna Marx, Eva-Maria Ehlert (Weber), -- --, Christel Palubitzki, Maria Holländer;

unterste Reihe: -- --, -- --, -- --, Lieselotte Pril, Eva Steffen, Elisabeth Schwenzitzki, Renate Keuchel, Christel Nitschmann



Ostpreußisches Landesmuseum Lüneburg

Sonderausstellungen

16.08.97 - 02.11.97	Alfred Partikel - Maler der ostpreußischen Landschaft
08.11.97 - 09.11.97	Kunsthandwerkermarkt 1997 - Landschaften und Traditionen
14.11.97 - 11.01.98	Weihnachtsausstellung

Kabinettausstellungen

29.06.97 - 04.01.98	10 Jahre Ostpreußisches Landesmuseum Lüneburg
02.08.97 - 21.09.97	Postkarten erzählen Geschichte - Die Stadt Posen von 1896 - 1918 *Eine deutsch-polnische Gemeinschafts-ausstellung in Zusammenarbeit mit dem Institut Nordostdeutsches Kulturwerk Lüneburg und Institutionen aus Poznan/Polen*
28.09.97 - 23.11.97	180 Jahre Kurländische Gesellschaft für Literatur und Kunst *Deutsch-lettische Gemeinschaftsausstellung mit dem Deutsch-Baltischen Kulturwerk Lüneburg und Institutionen aus Lettland*
06.12.97 - 31.03.98	Otto Steinfatt - Ein Pionier der modernen Vogelkunde

Urlaubsreisenden in die Heimat können wir folgende Quartiere empfehlen:

BRAUNSBERG
HOTEL WARMIA
ul. Gdanska 44-46
PL-14-500 BRANIEWO / Polen
tel/fax 00 48 - 55 - 43 - 39 07

1-, 2- und 3-Bett-Zi, Dusche, WC, TV
mit bewachtem Parkplatz
an der einstigen Langgasse gelegen.

FRAUENBURG
Familienpension RHETIKUS
ul. Kopernika 10
PL-14-530 FROMBORK

elegant eingerichtete Wohnungen
(ohne Verpflegung)

KAHLBERG
Pension - Cafe LOTOS
Maria & Andreas Stepien
ul. Aptekarzy 8
PL-82-120 KRYNICA MORSKA
tel/fax 00 48 - 55 - 47 - 61 94

Ein Haus mit familiärer Atmosphäre,
VP, DZ, Balkon,
App. Du/WC, TV-Sat, Tel,
geöffnet ab Mai bis Oktober

Totengedenken

Stellvertretend für die zahlreichen Landsleute, die Frieden gefunden haben in der ewigen Heimat, gedenken wir unserer Getreuen:

Pfarrer Hartmut Schaffrin + 17.10.1996
Nach seiner Priesterweihe am 21.07.1940 im Frauenburger Dom wirkte er kurze Zeit als Kaplan in Braunsberg, ehe er Soldat wurde und bis 1950 in russischer Kriegsgefangenschaft verbringen mußte. Sein weiteres priesterliches Wirken lag in der Diözese Hildesheim.
Er hätte sich gern als Lehrer oder Wissenschaftler gesehen, doch das Leben stellte die Weichen anders.
Über die ostpreußische Pferdezucht hatte er sich ein reiches Wissen angeeignet, so daß Fachleute seinen Rat gerne in Anspruch nahmen. R.i.p.

Erika Dannowski + 31.05.1997
Mit Erika Dannowski verliert die Kreisgemeinschaft ihr ältestes aktives Mitglied. Schon 1950 stellte sie sich für eine Mitarbeit im Vorstand zur Verfügung. Von 1968 bis 1995 gehörte sie als Schriftführerin zum geschäftsführenden Vorstand. Zuverlässig und treu hat sie sich durch all die bewegten Jahre für ihre Landsleute eingesetzt und die Arbeit der Kreisgemeinschaft mitgetragen. Anläßlich ihres Ausscheidens aus dem Vorstand wurde ihr die Verdienst- und Treuemedaille verliehen. R.i.p.

Anmeldung zur Gruppenfahrt
in die Heimat
der Kreisgemeinschaft Braunsberg (Ostpreußen) e.V.
vom 19. - 26. Mai 1998

Familien- und Vorname: _____

Straße und Hausnummer: _____

PLZ und Wohnort: _____

Telefon (mit Vorwahl) _____

geboren am: _____ **in:** _____

Einzelzimmer (soweit verfügbar) **ja** **nein**

Versicherung gewünscht ? **ja** **nein**

Besondere Wünsche (z.B. gemeinsame Unterkunft mit . . . .)

_____

_____

Ort, Datum: _____

Unterschrift _____

Anmeldung senden an:
Manfred Ruhnau
Bahnhofstr. 35 B
53757 Sankt Augustin **Tel.: 0 22 41 - 31 13 95**

Anmeldung zur Gruppenfahrt
in die Heimat
der Kreisgemeinschaft Braunsberg (Ostpreußen) e.V.
vom 19. - 26. Mai 1998

Familien- und Vorname: _____

Straße und Hausnummer: _____

PLZ und Wohnort: _____

Telefon (mit Vorwahl) _____

geboren am: _____ **in:** _____

Einzelzimmer (soweit verfügbar) **ja** **nein**

Versicherung gewünscht ? **ja** **nein**

Besondere Wünsche (z.B. gemeinsame Unterkunft mit . . . .)

_____

_____

Ort, Datum: _____

Unterschrift _____

Anmeldung senden an:
Manfred Ruhnau
Bahnhofstr. 35 B
53757 Sankt Augustin **Tel.: 0 22 41 - 31 13 95**

Bücher:

Bildband: **"Braunsberg/Ostpreußen**, Stadt und Kreis in Bildern aus vergangenen Tagen"

Unser Vorhaben, den Bildband der Schulgemeinschaft Braunsberg aus dem Jahr 1986 als Lizenzausgabe nachdrucken zu lassen, kann bedauerlicherweise nicht verwirklicht werden. Die Schulgemeinschaft hat uns dazu die Genehmigung nicht erteilt.
Vielmehr erwägt die Schulgemeinschaft nunmehr selbst einen Nachdruck zu veranlassen, wenn genügend Vorbestellungen eingehen. Bitte wenden Sie sich an Herrn Ernst Matern, Twifeler Weg 19, 59494 Soest.

"Langwalde, Kreis Braunsberg (Ostpreußen).
Ein Kirchspiel im Ermland"
Band 1, 1993 35,00 DM, plus Versandkosten
Band 2, 1996 35,00 DM, plus Versandkosten
zu bestellen bei:Manfred Ruhnau, Bahnhofstr. 35b,
53757 Sankt Augustin

"Du sollst nicht sterben", Erlebnisse einer deportierten Ostpreußin
von Ursula Seiring, Bergstadt-Verlag, Würzburg
ISBN 3-87057-198-5, 20,00 DM

"Verschleppt ans Ende der Welt", Schicksale deutscher Frauen
in sowjetischen Arbeitslagern
von Freya Klier, Ullstein-Verlag
ISBN 3-550-07094-2, 34,00 DM

"Streiflichter", Persönliche Erinnerungen, v. Klaus von der Groeben
Ostsee-Verlag, 24221 Raisdorf, 28,50 DM

Durch die "Streiflichter" erfahren wir sehr viel über das "Land der dunklen Wälder", wie wir es bisher noch nicht gekannt haben, und viel über das Erlebte und gedachte von Klaus von der Groeben, der vor kurzem in großer Frische sein 95. Lebensjahr vollenden konnte.

"Ostpreußische Forst- und Jagdgeschichten" von Helmut Mattke,
Waage-Verlag, Klein Tessin,
ISBN 3-98052273-0 32,00 DM